Kaiser
Ferdinand der Zweite.

Sein Hinscheid, seine Regententhätigkeit, seine Eigenschaften, seine Familie und sein Hof.

Geschildert durch
Friedrich von Hurter,
k. k. Hofrath.

Wien, 1865.
Verlag der Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung.

Vorrede.

Die Geschichte Ferdinands des Zweiten, größtentheils aus archivalischen Quellen geschöpft, ist nunmehr vollendet. Sie ist ein umfassendes Werk, nicht Jedermann zugänglich. Dennoch sollte Ferdinand der Zweite jedem Oesterreicher (ich verstehe darunter alle Bewohner der damaligen Kronländer ohne Rücksicht auf deren Nationalität) bekannt sein, den deutschredenden und zum ehemaligen Reiche deutscher Nation gehörenden zumal. Das Haus Habsburg hat seit den Zeiten seines Anherrn Rudolfs, dessen Person die Kaiserkrone nicht minder ehrte, als dieser höchste weltliche Schmuck ihn selbst, durch eine lange Reihe der mächtigsten und ehrenwerthesten Regenten sich ausgezeichnet. Unter diesen stehen die drei Ferdinande nicht bloß als Herren weitgedehnter Länderstrecken und mancherlei Völker, sondern ebensowohl als Menschen und Christen obenan, ohne daß deren unmittelbare Nachkommen und Thronfolger durch sie in den Schatten gestellt wurden.

Dieselben sind vielleicht den späteren Geschlechtern ihrer ehemaligen Unterthanen (ein würdiger Ausdruck, welchen der jetzt beliebte, ebenso verschwommene als übermüthige, Staatsbürger verdrängen sollte) weniger bekannt, als sie gemäß ihrer Bestrebungen und Verrichtungen es verdienten. Dies ist vornehmlich der Fall bei dem zweiten Ferdinand, zu dessen Schilderung selbst nach den unscheinbarsten Einzelnheiten (man dürfte sie der Photographie an die Seite stellen) der Nachwelt eine Fülle der werthvollesten Hilfsmittel zu statten kommt. Die Zeit seines Regierens war aber eine wilde, wüste. Dieses jedoch nicht aus seiner Schuld, sondern weil ein Gegner um den andern sich erhob, der giftigste, gefährlichste und unversöhnlichste mit der

klar ausgesprochenen Absicht, das Haus Habsburg um Macht und Ansehen zu bringen. Während einer Regierungszeit von achtzehn Jahren gesellten sich Manche seiner Erbunterthanen, Viele des Reiches deutscher Nation, welche in ihm ihren Kaiser hätten ehren sollen, den auswärtigen Feinden bei. Da fehlte es nicht an Federn, um den von allen Seiten Angefallenen zu verunglimpfen, herabzuwürdigen. Ihr Geschrei übertäubte vielfach die Stimme der Wahrheit. Wie es gemeinhin zu geschehen pflegt (die jetzige Erfahrung gibt dessen ein überwältigendes Zeugniß), solches Geschrei schallt lauter, weiter und findet geneigteres Gehör, als dessen gegründeteste Abwehr.

Darauf sind Zeiten gekommen, welche größere Hinneigung zu den Grundsätzen verriethen, derenhalber Ferdinand von allen Seiten angefochten wurde, als für diejenigen, welche er während seiner ganzen Regierungszeit verfocht. Das seit seinen Lebenstagen oder wenigstens bald nach deren Verlauf verhallte Geschrei fing wieder an laut zu werden und fand begierige Ohren selbst da, wo Pflicht und Ueberlegung frische und franke Entgegnung auferlegt hätte. So kam es, daß einer der vorzüglichsten Regenten des österreichischen Länder-Complexes den späterem Bewohner desselben im besseren Fall unbekannt blieb, häufig aber von einer Seite dargestellt wurde, die nichts weniger als die verdiente Anerkennung dieses Fürsten bewirken konnte. Was in dieser Beziehung durch fremde Unkatholische geschah, ließ sich noch einigermaßen entschuldigen; welches Urtheil aber muß Solche treffen, die Glieder der katholischen Kirche und Unterthanen des Regentenhauses sein sollten, deßungeachtet es Jenen gleich zu thun sich befleißen.

Ich habe es daher als ein wahrhaft patriotisches Werk erachtet, dem belehrbaren Theile der Zeitgenossen den Kaiser Ferdinand den Zweiten nach seinem wahren Wesen

und seinen vielen unbestreitbaren Vorzügen vor Augen zu stellen. Diesem ist genüge gethan worden in dem letzten Buch seiner Geschichte. Dieses Buch wird nun hier besonders abgedruckt mit der Absicht, durch dessen Aufnahme in die Sammlung guter katholischer Bücher manchem deutschredenden Bewohner der österreichischen Monarchie ein zutreffendes Bild des Regenten vor Augen zu führen, der einst über seine Vorfahren geherrscht, so viele vorzügliche Eigenschaften in seiner Person vereinigt hat. Ich habe dieses als eine Pflicht gegen die Wahrheit, als Pflicht gegen den Geschilderten, als Pflicht gegen dessen Nachfolger in der Regierung, als Pflicht gegen jeden schlichten und wohlgesinnten Untergebenen derselben, als Pflicht gegen die Zeitgenossen überhaupt erachtet, weil der größere Theil derselben, sei es aus Leichtfertigkeit, sei es aus beklagenswerther Huldigung gegen die Patrone zersetzender Meinungen, nur ein entstelltes und verschieftes Bild dieses sittlich großen Landesherrn Oesterreichs mit Wohlgefallen aufnimmt.

Dieses Schriftchen beginnt damit, wie Kaiser Ferdinand des Zweiten Gesundheit rasch eine schnelle Wendung zum Schlimmen genommen habe, unerwartet sein Hinscheid erfolgt seie, und welches Urtheil die Zeitgenossen über ihn gefällt haben. Dem folgt eine Schilderung seines äußern Wesens und seiner Lebensweise nach den Zeugnissen von Mitlebenden. Seine eigenen, hierauf folgenden Aeußerungen über irdische Macht müssen ihn in den Augen aller Denkenden hoch stellen. Seine Regententhätigkeit zeigt uns einen Fürsten, der die hohe Stellung als ein von Gott aufgetragenes Amt würdigte, dessen Anforderungen genüge zu thun, er redlich sich befliß. Seine Leutseligkeit erscheint als eine der einnehmenden Eigenschaften des Menschen, wie viel mehr des höchst gestellten Herren. Wer durch diese in solcher Weise sich auszeichnet wie Ferdinand, bei dem darf

man Liebe zur Gerechtigkeit mit dem vollesten Recht voraussetzen. Wurzel und Blüthe von Ferdinands ganzem Wesen war sein Vertrauen auf Gott, als dessen sichtbaren Stellvertreter er die Kirche ehrte, in jeder Beziehung an Beweisen besonderer Gunst gegen sie niemals es fehlen ließ. Kaum wird bei hoher Religiosität erwähnt werden müssen, daß die tadelloseste Sittenreinheit derselben gleich gekommen seie.

Weil dann das Verhalten gegen Wallenstein während des Endverlaufs seines räthselhaften Waltens nach verschiedener Beziehung auf Ferdinand einen Schatten werfen möchte, dürfte der Versuch einer rechtfertigenden Erklärung jenes Verhaltens unbefangene Würdigung um so mehr in Anspruch nehmen. Von andern Vorzügen werden Redlichkeit, Gleichmuth, Freigebigkeit des Verewigten nicht sowohl berührt, als durch Thatsachen und besondere Züge diese schönen Eigenschaften anschaulich gemacht. Sollte aber ein in allem Einzelnen zutreffendes Bild entworfen werden, so durfte auch des Kaisers Stellung zu den Wissenschaften nicht unberücksichtigt bleiben; dient doch auch dieses zu ehrenvoller Würdigung desselben.

Auch die rein menschlichen Beziehungen sind nicht außer Acht gelassen worden. Darum wird in dieser Schrift von Ferdinands Liebe zu seinen Eltern, von seinen Gemahlinen, von seinen Kindern gehandelt. In der Schilderung des gegenseitigen Verhaltens der letztern, in ihren brieflichen Aeußerungen gegen einander, werden wir in einen Familienkreis eingeführt, der nicht anmuthiger sich denken läßt, der nicht ein Gebilde der Phantasie, sondern fest beglaubigte Wirklichkeit ist.

Nicht minder mag es der Nachwelt angenehm sein, wenn ihr ein gedrängtes Bild von der Hofhaltung des ersten weltlichen Monarchen der Christenheit vor Augen gestellt wird. Sie gewinnt damit Veranlassnng zu Rückblicken

Stoff zu Vergleichungen. Deswegen ist auch der Festlichkeiten am kaiserlichen Hofe, der Ergötzungen des Kaisers gedacht worden, worunter die Jagd und die Musik einläßlicher berücksichtigt werden.

Wird noch auf die Hofeinrichtung, auf die verschiedenen Ehrenstellen bei der Hofhaltung, und auf die damals bestehenden Rathscollegien ein Blick geworfen, so galt dieses dem Verfasser als unerläßliche Zuthat zu dem Gegebenen. Wie in jeder Schrift, in der er von vergangenen oder von gegenwärtigen Zeiten handelte, so hat er auch in dieser die Vorschrift zum Gesetz sich gemacht, welche Jehovah auf dem Berge Sinai durch Moses seinem Volke hat verkünden lassen: „Du sollst der Menge nicht folgen, um Böses zu thun, noch im Gerichte dem Urtheil der Meisten (der heutzutage so beliebten Majorität) beistimmen, um von der Wahrheit abzuweichen."

Was hier gegeben wird, ist aus Acten der verschiedenen Archive, dann Khevenhiller's Annalen, vornehmlich den Zeugnissen in Ferdinands nächster Nähe lebender Zeitgenossen entnommen. Dieser sind vornehmlich drei:

I. Der handschriftliche Bericht des apostolischen Nuntius Carl Carafa, den er nach seiner Rückkehr am Ende des Jahres 1628 dem heiligen Vater erstattete, und der im vatikanischen Archiv, abschriftlich in demjenigen des deutschen Ordens in Wien und in der kaiserlichen Hofbibliothek (cod. 453 hist. prof.) vorhanden ist; übersetzt als Anhang zu der Schrift des Verfassers „Friedensbestrebungen Ferdinands II.". Carafas Bericht gewinnt die zweifelloseste Glaubwürdigkeit durch eine acht Jahre später (1636) verfaßte Schrift: Status particularis regiminis S. C. Maiestatis Ferdinandi II., welche mit seinen Nachrichten oft wörtlich, in einzelnen Urtheilen auch mit folgender Schrift übereinstimmt:

II. Guil. Lamormain Ferdinandi virtut esli Dieses Schriftchen scheint in Oesterreich mehr mißachtet als gekannt zu sein, denn der Verfasser war des Kaisers Beichtvater und, was ihn bei den auf der Höhe der Zeit stehenden Urtheilssprechern noch mehr alles Vertrauens unwürdig macht, Mitglied der Gesellschaft Jesu. Zu seiner Charakteristik mag die Antwort dienen, welche er dem Kaiser auf die Anfrage ertheilte, wie er gegen die in Prag Verurtheilten sich verhalten solle, sodann die Denkschrift (von seiner eigenen Hand geschrieben), welche er dem Kaiser über die Weise, wie die Reformation in Böhmen vorzunehmen seie, überreichte. Uebrigens bedarf es nur eines unbefangenen Durchlesens von Lamormains Schriftchen, um sich zu überzeugen daß er zwar alles Löbliche von Ferdinand zusammengefaßt, aber nichts übertrieben, nichts Unbegründetes in dieselbe aufgenommen habe. Fügt er cap. 2 der Erwähnung: es habe sich, wie Ferdinand bei den Angriffen der böhmischen Rebellen auf seine Burg vor dem Bild des Gekreuzigten gebetet, die Sage von dessen bekannter Anrede gebildet, die Worte bei: Hac super re nihil habeo quod affirmem, vel negem, so beurkundet dieses gewiß ein unbefangenes Urtheil. Wie leicht wäre es nicht dem Ordensmann gewesen, die Sage in eine unbestreitbare Thatsache umzuwandeln? Lamormain wollte dieses nicht, der Sage kein größeres Gewicht zuerkennen, als ihr gebührt. Freilich erheischt es kein großes Studium, auf seine Persönlichkeit, in Huldigung gegen den sogenannten Zeitgeist, die Worte: „Kurzsichtiger Casuist, fanatischer, selbstsüchtiger von Ordens-Maximen geleiteter Beichtvater" (Schmid Geschichte der Deutschen V, 231) zu häufen. Diese Ausdrücke mit Beweisen zu erhärten, würde freilich gründlicheres Nachforschen erfordern. In solcher Weise ex cathedra zu oraculiren ist ein Geschäft, das heutzutage von jedem Zeitungssudler

schwunghaft betrieben wird. Dagegen ist nicht außer Acht zu lassen, daß Lamormains Schrift, welcher viele mündliche Aeußerungen gegen die verschiedensten Personen und ein Paar handschriftliche Bemerkungen des Kaisers einverleibt sind, schon im Jahr nach dessen Ableben, somit zu einer Zeit herauskam, in welcher es an Zeugen, ob der Verfasser wahr gesprochen, ob er Erdichtung sich erlaubt habe, nicht gebrechen konnte. Aber Niemand hat denselben der Unwahrheit oder der Schönfärberei beschuldigt. Mit welchem Recht dürften Jetztlebende dieses wagen? Mögen sie immerhin das Schriftchen des Standes seines Verfassers wegen ignoriren. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß Weltliche, welche Lamormains Schrift zu prüfen hatten, Ferdinand III. riethen, deren Veröffentlichung in lateinischer, deutscher, böhmischer und italienischer Sprache zu gestatten. — Schwerlich würde Khevenhiller, der so einläßlich mit der Geschichte Ferdinands sich befaßte, eine Uebersetzung des Werkchens von Lamormain als Anhang dem letzten Theil seiner Annalen beigefügt haben, wenn er ihren historischen Werth nicht anerkannt hätte. In dem Anhang zu seinen Jahrbüchern (Contref. 64) sagt er: „Die herrlichen Tugenden dieses lobwürdigen Kaisers unterstehe ich mich nicht zu berühren, weil es Dero Beichtvater, P. Lamormain, in einem Tractatel ausführlich beschrieben, dahin ich den Leser gewiesen haben will." Auch hat er auf dem letzten Blatt seiner Annalen ebenfalls einige mündliche Aeußerungen des Kaisers angeführt, die nicht Lamormain entlehnt sind, aber zu solchen, die dieser mittheilt, in vollem Einklang stehen.

III. Zu diesen Schriften kommen noch hinzu die Berichte des venetianischen Residenten in Wien, Antonio Antelmi, vom Ende des Jahres 1632 bis in die ersten Monate des Jahres 1634. Der Professor Simeon Glaubitch hat dieselben unter dem Titel: Gli ultimi successi

di Alberto di Waldstein, narrati degli ambasciatori Veneti in dem Band XXVIII des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen S. 353—474 veröffentlicht. Wiewohl diese Berichte wesentlich Staatsangelegenheiten berühren, konnten sie doch für dieses Lebensbild benützt werden.

Und so mag denn das Büchlein seine Bestimmung, Unwissenden richtige Kenntniß von der Person des Kaisers zu verschaffen, Unentschiedenen zu klarer Einsicht zu verhelfen, irre Geführte zurecht zu weisen, allgemach erfüllen. Wird dieses erzielt, so fühlt sich der Verfasser reichlich belohnt.

Zum Schluß seie es erlaubt, die Schilderungen anzuführen, welche glaubwürdige Zeitgenossen von Ferdinands Großoheim und Reichsvorfahrer, dem großen Kaiser Carl V., uns hinterlassen haben. Der Eine zeichnet durch so Manches sich aus, was wir bei dem Andern wieder finden. Schon 1525, da Carl V. erst 25 Jahre zählte, berichtet über ihn der venetianische Gesandte Contarini *): „der Kaiser ist ein tiefreligiöser Mann, durchaus gerecht, frei von jeglichem Laster, in keiner Weise dem Vergnügen ergeben, wie es sonst junge Leute seines Alters zu sein pflegen, noch hat er Freude an Späßen. Er ist wortkarg und von Natur sehr bescheiden. Er überhebt sich nicht in den Tagen des Glückes, noch läßt er sich niederbeugen im Unglücke. Nach jenem so großen Siege über den König von Frankreich **) bewies er in der That eine solche Bescheidenheit, daß sie fast wie ein Wunder erschien. Weder in Worten noch in Geberden sah man an ihm das geringste Zeichen einer Ueberhebung."

---

*) Relazioni degli Ambasciatori Veneti del secolo XVI. Firenze II, 60.

**) In der Schlacht bei Pavia, 25. Febr. 1525.

Sechs Jahre später entwirft gewiß der unverdächtigste Zeuge, der Wittenberger Professor Philipp Malanchton folgendes Bild von den großen Sprößling Rudolfs von Habsburg. Er schreibt nach der Rückkehr von Augsburg im Jahre 1531 an seinen Freund Silberborn *): „Der Dichter sagt à Jove principium, daher beginne ich mit dem Kaiser. Nichts Denkwürdigeres habe ich an diesem Reichstage kennen gelernt als den Kaiser. Gewiß weckt auch bei euch sein beständiges Glück große Bewunderung, aber weit ehrenvoller für ihn ist, daß er bei so großen Erfolgen und während ihm Alles nach Wunsch geht, eine so große Mäßigung an den Tag legt, daß weder ein Wort noch eine That desselben als ungehörig bezeichnet werden dürfte. Nenne mir einen König, den die Umstände nicht verändert hätten. Einzig bei diesem hat die Gunst der Geschicke es nicht vermocht, nachtheilig auf sein Benehmen einzuwirken. Keine Begierde, keine Regung des Hochmuthes oder der Grausamkeit läßt sich an ihm wahrnehmen. Selbst in der Religionssache, um von andern Dingen zu schweigen, in welchen die Gegner durch seltsame Künste ihn aufzureizen suchen, hat er uns bis jetzt freundlich angehört. Sein Leben ist voll der ehrenhaftesten Beispiele der Enthaltsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, einst strenge bei den deutschen Fürsten, sie findet man nur noch in der Umgebung des Kaisers. Kein unehrenhafter Mensch kann sich daher in sein Vertrauen einschleichen. Nur hervorragende Männer hat er als Freunde um sich. Er wählt sie nach eigenem Urtheil in Verhältniß ihrer Vorzüge aus. Wie einst Kaiser Alexander **) nur an dem Umgang mit den Rechtsgelehrten Ulpianus Gefallen gehabt haben soll,

*) Das Schreiben in lateinischer Sprache in Corp. Reformat. II, 430.

**) Der römische Imperator Alexander Severus.

so höre ich, daß unser Kaiser mit dem Canzler Mercurianus am vertrautesten stehen soll. Gleich einem zweiten Ulpianus hat derselbe das Lob eines weisen, vorzüglichen Mannes. Daraus, daß derjenige, an dessen Umgang der Kaiser sich erfreuen soll, so beschaffen sein müsse, kannst du dir über seine eigenen Neigungen und seinen Charakter ein Urtheil bilden. So oft ich daher den Kaiser sah, schien es mir, als sehe ich einen jener alten berühmten Helden und Halbgötter, welche der Sage zufolge etwa unter Menschen weilen. Was Horaz von Augustus sagt:

Hic nihil majus meliusve terris
Fata donavere bonique Divi
Nec dabunt quamvis redeunt in aurum
  Tempora priscum.

Das würde bei aller Anerkennung der Verdienste Augusts doch noch besser auf Carl V. passen. Die Erinnerung an den Kaiser gereicht mir zur Freude. Wen würde ein solcher Einklang der schönsten Tugenden, und dieser an einem solchen Fürsten, nicht entzücken?"

Sollte nicht die gesammte Nachkommenschaft eines solchen Ahnherrn wie Ferdinand der Zweite mit hoher Befriedigung auf denselben zurückblicken? Sollten nicht die Völker mit dankerfülltem Sinn des Waltens eines solchen Regenten über ihre Landschaften gedenken? Waren auch die Tage desselben schwül und trüb, immer tritt seine Person als helles Lichtbild aus dem Gewölke heraus.

Wien, am Tage des heil. Leopold 1864.

Friedrich von Hurter.

Seit dem Jahre 1634 genoß Kaiser Ferdinand nicht mehr so feste Gesundheit wie früher. Doch blieb seine Thätigkeit die bisherige. Die Geschäfte litten nicht die geringste Unterbrechung. Im Jahre 1635 konnte er des Abschlusses des Prager Friedens sich erfreuen. Durch diesen hoffte er, eine Rückkehr der entsetzlich verwirrten Reichsangelegenheiten in ihr früheres Geleise angebahnt zu haben. Um sein Bemühen weiter zu verfolgen, berief er im folgenden Jahre die Kurfürsten zu einer Berathung (Collegialtag) nach Regensburg. Daß unter den damaligen Umständen die Einberufung eines Reichstages nicht möglich seie, hatte schon der Prager Friede ausgesprochen.

Vieles war durch die Kurfürsten zu besprechen, anzuordnen; die Erwählung des Sohnes zum römischen König, Nachfolger in der höchsten weltlichen Würde, galt dem Kaiser als das Wichtigste. Persönlich hatten nur die beiden geistlichen Kurfürsten von Mainz und Cöln, von weltlichen bloß derjenige von Baiern in Regensburg sich eingefunden, diejenigen von Sachsen und Brandenburg ließen sich durch Gesandte vertreten. Dadurch erlitten die Verhandlungen unliebsame Zögerung. Wurde der Königswahl gedacht, so folgte die Einwendung: bei des Kaisers Wohlbefinden sei dieselbe nicht so dringlich. Des

Kurfürsten von Mainz Einwendung: das Reichsoberhaupt seie schweren Zufällen unterworfen, leicht könnte ihm ein Leid zustoßen, dieses wäre wohl zu bedenken, blieb unberücksichtigt, sowie seines Collegen von Bayern Bemerkung: leichter seie es, dem Kaiser längeres Leben zu wünschen als zu hoffen; die Kurfürsten möchten bei unerwarteter Wendung den Vorwurf der Stände berücksichtigen: sie hätten ihres Amtes nicht gewartet. Vorgeschobener Mangel an Instruktion der Gesandschaften von Sachsen und von Brandenburg hinderte jede Schlußnahme.

Von ernstem oder gar bedenklichem Unwohlsein des Kaisers verlautete während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Regensburg nicht das Geringste. Da ereignete sich am 8. November das Ungeahnete, daß ein Krankheitsanfall ihn auf zwei Stunden des Bewußtseins beraubte, er das Gehör, die Sehkraft, die Rede verlor, die Besorgniß eintrat, er dürfte die Nacht nicht überleben. Das drängte zu der Ueberzeugung, die Wahl eines deutschen Königs dürfe nicht länger verschoben werden. Wie, wenn damals Schweden und Frankreich ihre Waffenmacht in Deutschland dazu verwendet hätten, dieselbe zu verhindern? Wie, wenn Oesterreichs Erzfeind, der schlaue Richelieu, seine Ränke zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt hätte? Die Kurfürsten beeilten sich nun mit den nothwendigen Vorkehrungen zu der Wahl. Sie wurde auf den 22. Dezember angesetzt, an welchem Tage der Kaiser sammt der Gemahlin zu zwei Wallfahrten, die eine in die Kirche Unserer lieben Frauen auf dem Bogenberg bei Regensburg, mit der andern nach Maria-Zell sich verlobte. Nur die Ausführung der erstern war ihm noch vergönnt.

Dafür ward ihm auf den anberaumten Tage die Freude zu Theil, den geliebten Sohn zum Könige der Deutschen und als Nachfolger in der Kaiserwürde begrüßen zu können. Am vorletzten Tage des Jahres 1636 konnte er der Krönung desselben beiwohnen und am folgenden Tage an das kurfürstliche Collegium den Antrag stellen, es möchte auch dessen Gemahlin öffentlich mit der Krone geschmückt werden. Hiezu wurde der 21. Jänner des Jahres 1637 anberaumt, welcher Feierlichkeit der Kaiser ebenfalls beiwohnen konnte.

Mochte das Gefühl sinkender Lebenskraft nicht sich unterdrücken lassen. Die Ueberzeugung, für die Reichsangelegenheiten festen und redlichen Willen bei klarer Einsicht gewonnen, den glühendsten Wunsch seines Herzens, den theuren Sohn zum König der Deutschen gekrönt zu sehen, die höchste weltliche Würde der Christenheit seinem Geschlechte auf hoffentliche lange Lebensdauer gesichert zu haben, ließ Ferdinand frohen Muthes Regensburg verlassen.

Dieses geschah am 23. Jänner 1637. Er war nicht geradezu krank, aber doch schwach und matt, Besorgniß weckend. Da indeß während der Reise nichts Bedenklicheres eintrat, vielmehr scheinbare Zeichen der Besserung wahrgenommen wurden, hielt die Begleitung sein Uebel für das dreitägige Fieber und tröstete sich mit eingetretener Milderung der Anfälle. Aber ein eigenhändiges Handbrieflein an seinen Beichtvater verräth, daß Ferdinand seine zunehmende Schwäche fühlte. Es war nämlich sein stets beachteter Brauch, jeden Morgen die erste Stunde nach Verlassung des Lagers dem Gebet zu widmen. Nun fragte er den Geistlichen um Rath, ob er nicht, da er ohnedem durch kein Gelübde hieran gebunden

seie, dessen sich entheben dürfe, denn ziemlich schwer würde es ihm fallen, alltäglich um vier Uhr aufzustehen. Doch fügte er bei: „Ich bin gottlob wohl auf.“ Abnahme der Kräfte hinderte ihn jedoch nicht an seiner gewohnten Thätigkeit. Denn kaum er Regensburg verlassen, ging ein eigenhändiges Schreiben an den Sohn ab, welcher ihm alsbald antwortete: „mit herzlicher Freude habe ich aus E. M. Schreiben verstanden, daß E. M. die Reise so wohl anschlägt.“ Aus Straubing erhielt die Kurfürstin von Baiern ein Handbrieflein von dem Vater. Aus Schärding schrieb er dem Sohne abermals.

Bei der Ankunft in dem eigenen Lande weilte Ferdinand einige Tage zu Wels, Willens seinen Einzug in Wien mit dem römischen König zugleich zu halten, weßhalb er die zurückgelassenen geheimen und deputirten Räthe, den Bürgermeister, Landmarschall, Domprobst und die Universität aufforderte, hiezu sich zu rüsten, und Erzherzog Leopold bereits Anstalten zum feierlichen Empfang getroffen hatte.

Aber zunehmendes Unwohlsein ließ ihn die Reise beschleunigen. Körperlich schwach, mit geschwollenen Schenkeln, erreichte der Kaiser am Abend des 8. Februars seine Residenzstadt. Die Vorbereitungen zu festlichem Empfang waren abgestellt. „Versparet dieses für den römischen König, der bald eintreffen wird,“ ließ der Kaiser dem Adel und der Bürgerschaft sagen, und hielt seinen Einzug ohne alles Gepränge, nicht durch das nähere Burgthor, sondern durch das Kärntnerthor, um im Vorüberfahren die Capelle Unserer Lieben Frauen von Loretto in der Augustinerkirche zu besuchen. Der folgende Tag war zum Ausrasten bestimmt. Am 10. unterzog sich Ferdinand ärztlicher Behandlung. Sie hielt denselben

nicht ab, jeden Nachmittag, bisweilen auch Vormittags, mit ungetrübtem Sinn, mit frischem Gedächtniß, heitern Antlitzes den Sitzungen des geheimen Rathes beizuwohnen. Doch äußerte er sich am dritten Tag vor seinem Hinscheid auf den Rath, seine Gesundheit besser in Acht zu nehmen: „das römische Reich bedarf Meiner nicht mehr; es ist jetzt mit einem tauglichen, fürsorglichen Herrn versehen.“ Ein „Purgier-Tränklein“, welches die Aerzte auf den 15. verordnet, nahm er am 14., weil er längst gewohntem Brauch gemäß auf den folgenden Tag (Sonntag) zu beichten und zu communiciren sich vorgenommen hatte. An jenem Samstage las er noch viele Bittschriften, unterschrieb mancherlei Beschlüsse, übersandte Manches den Räthen zur Erörterung und schrieb Abends eigenhändig an den römischen König einen ausführlichen Bericht über seinen Zustand.

Daß er an diesem Tage zwischenein öfters seinen Beichtvater verlangte, mit demselben über geistliche Gegenstände sich unterhielt, konnte bei der Gewohnheit, diesen öfters zu berathen, nicht auffallen. Der Aeußerung, immer noch hoffe er die glückliche Ankunft seines Sohnes zu erleben, fügte er bei: jedoch stehe er in Gottes Hand, unterwerfe sich in Allem dessen Willen. Dem Gesuch an den Beichtvater, für ihn zu beten, setzte er hinzu: „nicht daß Ich gesund werde oder länger lebe, sondern daß Gottes Wille geschehe.“

Seine Theilnahme an dem Nachtmal mußte jeder Besorgniß entheben. Um neun Uhr trat Ferdinand wie gewöhnlich vor seinen Altar und weilte bei einer Stunde im Gebet, worauf er sich zur Ruhe legte und bald einschlief. Nach zwei Stunden erwachte er, schwer athmend, mit erhitztem Körper. Alsbald nahm er, seine bevor-

stehende Auflösung ahnend, Abschied von der am Bette weilenden Gemahlin und äußerte sich: er werde diesen Tag nicht überleben. Zugleich ließ er den Beichtvater rufen. Dieser fand den Kaiser im Schweiß, doch mit scheinbarer Neigung zum Schlaf. Wie aber die Bettvorhänge gezogen waren, Ruhe angeordnet wurde, konnte der Kranke den Schlaf doch nicht wieder gewinnen, was den Aerzten ein bedenkliches Anzeichen schien, zugleich den Beichtvater veranlaßte, die Umstehenden, nämlich mit der Gemahlin die Kinder des Kaisers, Mehrere aus den vornehmsten Geschlechtern, vier Leibärzte, einige Priester aus der Gesellschaft Jesu und etliche Kammerdiener zu ersuchen, sie möchten sich entfernen, damit er seines Amtes walte. Mit der Annäherung an das Bett grüßte ihn der Kaiser auf das Freundlichste und bekannte ihm, ohne die mindeste Klage über seinen Zustand, „er habe von Jugend auf Gott gefürchtet, mit Erreichung des männlichen Alters denselben aufrichtig zu ehren sich beflissen, sich und seine Angehörigen, auch all' das Seinige dem göttlichen Willen jederzeit in voller Ergebenheit anbefohlen. Bei diesem Vorsatz wolle er mit göttlicher Hilfe bis zu seinem letzten Lebenshauch verharren. „Herr", fügte er bei, „mache mich rein von allen meinen unbewußten Sünden, behüte deinen Knecht vor fremden Sünden und gehe nicht mit ihm in das Gerichte." Auch der Frommste, bemerkte er, bedürfe zu seiner Seligkeit des göttlichen Erbarmens. Ueber dergleichen Aeußerungen erklärte sich Ferdinand bereit zu der Beichte, die er mit den Worten begann: „Ewiger Gott, erbarme Dich meiner! Heiligste Jungfrau Maria, bitte für mich jetzt und in der Stunde meines Absterbens! Heiliger Schutzengel stehe mir bei und verlass' mich nicht in meinen letzten Zügen! Heiligster

Patriarch Ignatius, bitte für mich.“ Nach abgelegter Beichte wünschte der Kaiser, der Beichtvater möchte unverzüglich die heilige Messe lesen und ihm den Leib des Herrn reichen. Indem hiezu Vorkehrung getroffen wurde, bemerkte der Leibarzt, der Katarrh möchte unter der Messe überhand nehmen und das Communiciren verhindern. Augenblicklich wurde aus der Hofcapelle eine geweihte Hostie gebracht und dem Kranken gereicht. Diesem folgte ohne Verzug die letzte Oelung, unter welcher die Kräfte sichtbar abnahmen, so daß der Beichtvater ungesäumt das Sterbegebet anhub, welchem nach des Leibarztes Beobachtung der Kaiser mit hellem Bewußtsein folgte, wiewohl er nach empfangener Communion nichts mehr sprach. Mit der geweihten Kerze in der Hand entschlief er Sonntags den 15. Februar Vormittags um neun Uhr in den Armen seines Oberststallmeisters und Oberstjägermeisters, des Grafen Bruno von Mansfeld, da eben alle Kirchen Wiens mit inbrünstig flehenden Menschen angefüllt waren.

Obwohl Ferdinand unter zwölf zu mannbarem Alter gekommenen Geschwistern das viertälteste war und das sechzigste Jahr nicht vollendete, überlebte er doch sie alle um mehrere Jahre. Die Großherzogin von Florenz, Erzherzogin Maria Magdalena, war das letzte seiner Geschwister, welches, 12 Jahre jünger als er, 6 Jahre früher hinschied.

Nachmittags wurde der Leichnam geöffnet und einbalsamirt. Die Aerzte fanden Lungen, Magen, Milz, Leber, Nieren in einem Zustande, der sie in Verwunderung setzte, daß der Verstorbene stets so heiter und ruhig habe erscheinen können, nie eine Klage vernehmen lassen, daß er leichter gestorben, als manchmal eingeschlafen seie. Sie maßen dieses seiner Gelassenheit zu, durch die er wäh-

rend seines ganzen Lebens sich auszeichnete. Es ist auch angemerkt worden, daß er im Tode so wenig sich verändert habe, daß die Leiche mehr einem Schlafenden als einem Verstorbenen gleich gesehen habe.

In derselben Stunde, in welcher der Sohn die Botschaft von dem Ableben des Vaters erhielt, schrieb er an Gallas: „Lieber Graf Gallas! Demnach der allmächtige Gott Meinen freundlichen geliebtesten Herrn Vater, römischen Kaisers L. und Maj., von dieser Welt den 15. d. um neun Uhr frühe, nach Empfang der heil. Communion und letzter Oelung, zu Wien abgefordert, und Mir dannenhero sowohl die österreichischen Erbkönigreiche und Lande als auch das Kaiserthum und die auf den Beinen vorhandenen Armaden zugefallen, als befehle ich euch hiemit gnädigst, darob zu sein, damit nicht allein die Armaden in Gehorsam und beständiger Devotion, sondern auch die Reichsstände bei gutem Willen erhalten und über dasjenige, so mit den Kurfürsten jüngsthin verglichen worden, nicht beschwert oder bedrängt werden. Solches werdet ihr allen euch nachgesetzten Offizieren und Commandanten zu intimiren wissen. Verbleiben u. s. w."

Am achten Tage nach des Kaisers Ableben stieg der Thronfolger sammt seiner Gemahlin zu Nußdorf in aller Stille an das Land. Sein frommer Sinn hätte es ungeziemend erachtet, in dem Glanz eines Herrschers der Leiche des Vaters sich zu nähern. Am 17. März hielt nach einer deutschen und einer lateinischen Leichenpredigt der apostolische Nuntius, von zehn infulirten Prälaten umgeben, den großen Trauergottesdienst, worauf am 21. um 5 Uhr früh die Leiche, von den Kammerräthen und hundert Armen begleitet, in die bei der Domkirche von Grätz durch Ferdinand erbaute Capelle zur Bestattung

abgeführt wurde. Sein Herz sollte als immerwährender Beweis der Ehrerbietung und der Liebe, die er stets der Mutter erwiesen, neben den irdischen Ueberresten derselben im St. Claren-Kloster in Steiermarks Hauptstadt aufbewahrt bleiben, bis leichtfertiges Walten neben vielen Stiftungen der Ahnen auch diese von Grund aus zerstörte und damit den Zeitgenossen und den Nachkommen zu hellerer Erleuchtung zu verhelfen wähnte.

Nicht viel über einen Monat nach des Kaisers Hinscheid beschloß Bogislaw XIV. den siebenhundertjährigen Stamm der Herzoge von Pommern, womit dieses schöne Gebiet Deutschlands dem Kurhause Brandenburg bis zur Zeit der Auflösung des deutschen Reiches entrissen wurde. Nicht lange vorher verlor der Kaiser einen der gewichtigsten Männer seiner Monarchie. Am 19. September 1636 starb zu Brünn während der Sitzung der Landrechte der siebenzigjährige Cardinal Franz Dietrichstein, durch lange Jahre Landpfleger in Mähren. Noch vor der Abreise nach Regensburg berief ihn der Kaiser als Leiter der Geschäfte während seiner Abwesenheit nach Wien. Nur dem Willen der Königin von Ungarn und des Erzherzogs Leopold Wilhelm, opferte er sein Sträuben, in der kaiserlichen Burg die Wohnung zu nehmen. Es scheint zwischen dem Kaiser und ihm eine gewisse Vertraulichkeit obgewaltet zu haben; denn nicht lange vorher bemerkte jenem der Cardinal: sollte er nach Olmütz kommen, so werde er doch in keinem andern Gasthof als in den beiden Rebmessern *) absteigen. Nach Regensburg schrieb ihm derselbe: „Jüngst hat die Kaiserin den Grafen Onnate, so nicht größer ist als ich, durch gestattete

*) Das Dietrichsteinische Wappen, somit der Bischofshof.

Aufsetzung des Hutes zu einem Grande gemacht. Wenn nun ein Hut solche Wirkung hat, so weiß ich nicht, warum E. K. M. und Andere mich nicht für groß halten, der schon bald 40 Jahre ein Cardinalshütlein trägt. Bitt' daher allerunterthänigst, mich hinfüro nimmer für ein klein Mandel, sondern für einen Grande ebenfalls zu halten."

Keinen vollen Monat später als der Kaiser starb ein anderer, wie für die katholische Kirche, so für das Erzhaus bedeutender Mann: der Cardinal Peter Pazmani, Primas von Ungarn. Geboren im Jahre 1573 zu Großwardein, aus einem sehr ansehnlichen Geschlechte, war er nur vier Jahre älter als der Kaiser, der ihm sein vollstes Vertrauen in jeder Beziehung stets zugewendet hatte. Mittelst seiner Gelehrsamkeit und seinem unermüdeten Wirken für die Kirche hob er sich von einem einfachen Glied der Gesellschaft Jesu auf den erzbischöflichen Stuhl von Gran empor und lebt noch heutigen Tages in segensreichem Andenken durch die großartigsten Stiftungen, welche ihm ihr Dasein verdanken. Monarchen fehlt es niemals an Zeitgenossen, die ihrer würdig sind.

Unter den Urtheilen der Mitlebenden über den Kaiser verdient wohl dasjenige Urbans VIII. vorangestellt zu werden. „Er sage Gott unausgesetzt Dank, bezeugte er seinem Nuntius in Wien, Bischof Malatesta, daß er dem Kaiser schon frühzeitig eine solche Liebe zur Tugend und Begierde nach den ewigen Gütern eingepflanzt habe, daß er sein ganzes Leben schuldlos habe verbringen können." Der Kurfürst von Cöln erklärte: „einen solchen Kaiser werden wir nimmer bekommen. Derselbe gewinnt das Herz derjenigen Aller, die sich ihm vorstellen; er ermuntert die Zagenden, befriedigt die

Unruhigen, läßt Niemand traurig von sich." Der Kurfürst von Mainz bemerkte: „Nicht nur in Förderung des katholischen Glaubens, auch zu Erhaltung des allgemeinen Nutzens und des Rechts im römischen Reich habe Ferdinand großen Fleiß erzeigt, Sanftmuth und Schutz Jedermann gewährt, Widerwärtiges mit Starkmuth und Geduld getragen." Viele Cardinäle äußerten sich in ähnlicher Weise. Derjenige von St. Susanna, Scipio Cobellucci, nannte ihn einen heiligen Kaiser. Der Cardinal von Gran sprach die Ueberzeugung aus, daß nach einem so seligen Ende der fromme Kaiser in die ewige Seligkeit eingegangen, der vortreffliche Sohn ein Erbe der väterlichen Tugenden sein werde. Der Nuntius Carafa äußerte sich: seit Constantin seie ein ähnlicher Kaiser wie Ferdinand nicht gewesen. Als etwas Außerordentliches galt das Zugeständniß des Sultans, daß bei dem höchst feierlichen Trauergottesdienst, der für den Hingeschiedenen in der katholischen Kirche zu Pera gehalten wurde, Krone und Scepter, die Insignien der höchsten Macht, auf dem Katafalk prangen durften. Die allgemeine Stimme erklärte, als die Kunde von Ferdinands Hinscheid erscholl: es sei ein Kaiser gestorben, der in Heiligkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit seinesgleichen nie gehabt habe. Ein vornehmer Türke setzte dem Befremden des Paschas von Ofen, daß Ferdinand, der doch kein so erfahrener Kriegsmann sei wie der König von Schweden, dessen sich habe erwehren können, die Antwort entgegen: „Ferdinand ist ein Heiliger, Gott ist mit ihm, Er streitet für ihn." Daß er in Predigten einem Ezechia, Josaphat, David verglichen wurde, ist nicht zu erwähnen; wohl aber, daß selbst ein Unkatholischer damals von der Kanzel verkündete: „entweder kommt kein Katholik in den

Himmel, oder Ferdinand ist zuverlässig in denselben eingegangen." Gustav Adolphs Wort: „bei all' seinem Glück fürchte er sich einzig vor den großen Tugenden des Kaisers," dürfte ein Zeugniß größeren Gewichtes sein als jedes andere. Diesem gleicht dasjenige eines der höchsten Kriegsmänner Ferdinands: „betet Ferdinand unter einer Procession nur einmal die Litanei von Unser Lieben Frauen, so setze ich darauf größern Werth, als wenn er mir 12,000 auserlesene Kriegsleute schicken würde." Das ist freilich eine Aeußerung der damaligen Zeit, über die unsere wohlgeschulten Krieger jetzt weit hinaus sind. Gottesfurcht und göttlicher Segen sind Dinge, welche unsere vorangeschrittene Zeit weder an sich, noch weniger in ihrer Wechselwirkung zu würdigen vermag.

Die Geschichtsschreiber früherer Zeiten haben zwar ihren confessionellen Standpunkt niemals verläugnet, ihre Urtheile über Begebenheiten oder Vorkehrungen diesem gewöhnlich angepaßt; aber jene entschieden tendenziöse Behandlung der Begebenheiten, in welcher die Gegenwart so blähend sich gefällt, war ihnen fremd. Ihnen galt nicht, wie einer gewissen Schule der jetzigen Zeit, die Historie als ein Stoff, aus dem nach Gutfinden ein Tafelaufsatz des Benvenuto Cellini oder ein Spülkumpen zu gemeinem Gebrauch könne verarbeitet, das Verabscheuenswerthe glorificirt, das Edle heruntergerissen werden. Bei ihren Darstellungen haben sie, konnte es unbeschadet der Confession geschehen, gerne der Wahrheit Zeugniß gegeben. So spricht sich der vormalige französische Oratorianer Michael le Vassor, der später in England den Protestanten sich anschloß, in seiner werthvollen Geschichte Ludwigs XIII. über Ferdinand mit folgender Anerkennung aus: „Alle Schriftsteller sind einstimmig

bezüglich der vortrefflichen Eigenschaften des Verstorbenen. Man rühmt seine Milde, seine Zugänglichkeit, seine Gnade, seinen Gleichmuth wie bei Glück so bei Mißgeschick, seine Anhänglichkeit an die Religion, zu der er sich bekannte, seine Hingebung in der letzten Krankheit." Fügt er diesem bei: „Ferdinand war von Natur seinen Feinden gegenüber sanftmüthig und gnädig, bereit zum Verzeihen," so bemerkt er von seinem Standpunkt bloß: „doch darf man nicht übersehen, daß er bei den Vorgängen in Böhmen seiner natürlichen Anlage Gewalt angethan habe." Le Vassor spricht nicht nur gegen die Todesurtheile über die Träger der Rebellion und von Unterdrückung der Freiheit Böhmens, sondern auch von ungerechtem Verfahren gegen den pfälzischen Thronräuber und sein Geschlecht. Dürfte ein Billigdenkender über diese Ansichten eines Gegners der katholischen Kirche und Pensionärs des protestantischen Kirchenhauptes in England, nächstem Anverwandten der pfälzischen Kinder sich beschweren*)? Aber zu verhüten ist, daß man, wo genugsame Gründe für einen andern Entscheid vorliegen, von dergleichen, aus Mangel an eindringlicher Kenntniß der Verhältnisse hervorgegangenen Urtheilen nicht sich beschleichen lasse. Hier vornemlich gilt die Aufgabe, den Meinungen

---

*) Le Vassor hat die von des Pfälzers Flucht aus Böhmen bis zu Lord Howards Sendung im Jahre 1636 durch 16 Jahre ununterbrochen fortlaufenden Anerbietungen der Verzeihung an den Pfalzgrafen und der Wiedereinsetzung in seine Lande, einzig gegen das Geständniß, in dem Griff nach der böhmischen Krone einen Fehltritt begangen haben, nicht gekannt. Das Urtheil über die Gefangenen in Prag kann nur von Solchen gerügt werden, welche bewaffnete Rebellion gegen einen von Milde beseelten Landesherrn, dreimalige Belagerung desselben in seiner Hauptstadt mit der Absicht, ihn ge-

der Gegenwart nicht das Endurtheil über die Vergangenheit, in welcher andere Grundsätze, andere Rechtsbegriffe, andere Uebungen allgemeine Geltung gefunden haben, zu überlassen.

Wie der Verfasser eine getreue, anbei einläßliche Schilderung des Hingeschiedenen als gebotene Pflicht, und die möglichste Verbreitung seiner gewonnenen Einsicht in die Persönlichkeit des Kaisers als dieser Pflicht entsprechend betrachtet habe, ist in der Vorrede zu diesem gesonderten Schriftchen berührt.

Beginnen wir mit der Person des Kaisers und seiner Lebensweise, um sodann ein Bild seiner geistigen und sittlichen Eigenschaften und seiner Neigungen zu entwerfen.

Von Ferdinands äußerem Erscheinen gibt ein Zeitgenosse, acht Jahre vor dessen Ableben, folgende Schilderung: „er ist mittlerer Größe, kräftigen Wesens, in's Röthlichte spielender Hautfarbe, anmuthigen Vorkommens, leicht zugänglich, wohlwollend gegen Jedermann. In spätern Jahren fing er an, etwas beleibt zu werden. Der Freundlichkeit, welche aus allen seinen Zügen hervorleuchtet, weiß er einen anständigen Ernst beizumischen. Sein Blick, sein Gang, sein ganzes Benehmen zeigt das Gepräge innerer Redlichkeit, muß Vertrauen wecken. Damit verbindet er eine Würde, welche Ehrerbietung gebietet.“ So kam es, daß einst ein tatarischer Botschafter bei der Audienz kein Wort vorbringen konnte, dem Dollmetsch sodann auf die Frage, weßhalb er vor einem

---

fangen zu nehmen und nach Gutfinden mit ihm zu verfahren, für ein ordnungsgemäßes Vorgehen halten. Dergleichen Volk müßte den 21. Januar 1793 als Festtag feiern.

so liebreichen Herrn verstumme? zu Antwort gab: das sei Wirkung des Glanzes, der von demselben ausgehe.

Des Kaisers Lebensweise war einfach, streng geregelt. Er pflegte nie mehr als sieben Stunden zu schlafen. Als ihm eines Morgens der Kammerdiener in guter Meinung, er bedürfte doch mehrerer Ruhe, das Licht um eine halbe Stunde später brachte, als der Befehl lautete, bemerkte der Kaiser, „auf Kosten der Geschäfte dürfe man dem Schlaf nichts zugeben; er habe ihm mit dieser Verspätung seine ganze Tagesordnung verrückt." Bei zunehmender körperlicher Schwäche konnte er nicht immer des Einschlummerns am Tage sich erwehren. Des Mißvergnügens darüber machte er kein Hehl. Mit dem Erwachen am frühen Morgen sprach er ein kurzes Gebetlein, brachte dann an einem kleinen Altar in seinem Schlafgemache eine volle Stunde in Gebet und Selbstbetrachtung zu, schloß zuletzt mit sieben Vater unser und eben so vielen englischen Grüßen für seinen Erstgebornen, küßte dann noch zu Ehren der fünf Wunden Jesu den Boden fünfmal. Hieran hinderten ihm weder Reisen noch Unpäßlichkeit. Von dem Schlafgemach begab er sich in die Capelle, um zwei heiligen Messen beizuwohnen. Bevor er Abends sich niederlegte, widmete er wieder eine halbe Stunde dem Gebet und der Selbsterforschung. In den letzten Jahren seines Lebens gerieth er deshalb nicht selten mit dem Schlaf in einem Kampf, wobei ihn einst die Kaiserin ermahnte, er sollte sich nicht solche Gewalt anthun, lieber zu Bette gehen. „Soll ich mich schlafen legen wie ein Vieh?" war seine Antwort.

Hatte er seiner religiösen Neigung Genüge gethan, so begab sich der Kaiser an den meisten Tagen in die Rathssitzung, die bisweilen auch Nachmittags fortgesetzt

wurde. War dieses nicht der Fall, so fuhr er auf die Jagd, von der er häufiger bei Einbruch der Nacht als am Tage heimkehrte, außer an Samstagen und an den Vorabenden von Festen, an denen er niemals der Pferde schonte, um ja nicht die Vesper zu versäumen. Nach der Rathssitzung und der Jagd gab er Audienzen, durchlas Denkschriften, unterzeichnete Briefe, Privilegien, Erlasse. Nie wurde auf den andern Tag verschoben, was an dem laufenden erledigt werden konnte.

Das Mittagsmal nahm der Kaiser in dem Vorzimmer der Kammerherren, das Abendessen in den Gemächern der Kaiserin; an Festtagen speiste er öffentlich in der Ritterstube. Der Tisch war sparsam, mehr mit gemeinen als mit ausgewählten Speisen besetzt, da er überhaupt für Aufwand und Prunk keine Neigung hatte. Seit der Krönung des Erstgebornen zum König von Ungarn fand an der Mittagstafel auch dieser seinen Platz; zur Abendtafel, bei welcher die Musik spielte, wurden nebst dem zweiten Sohne die Erzherzoginen, Töchter des Kaisers, geladen. Sonst erschien außer seinen Brüdern, wenn sie in Wien anwesend waren, nie Jemand an der Tafel.

Selten sah man den Kaiser in der Stadt zu Fuß, bei Processionen aber immer, wie schlecht auch die Witterung sein, wie heftig der Regen herabströmen mochte. An diesen Bittgängen nahm er barhäuptig, ein Windlicht tragend, jederzeit Theil. Hiebei mußte er einst die Hand in einer Schlinge halten. Dem Rath eines seiner Großen, für jetzt das Licht bei Seite zu lassen, stellte er die Bemerkung entgegen: „Habe ich denn nicht eine zweite Hand, um mit dieser Gott zu dienen?" Bei der Procession des Jubeljahres, welches der Papst ausgeschrieben

hatte, um von Gott die Abwendung der schwedischen Drangsale zu erflehen, trat eine solche Witterung ein, daß der Kaiser ermahnt wurde, zu Hause zu bleiben, wenigstens zu Wagen sich anzuschließen. Er wies Beides zurück. Nicht der strömende Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte, nicht der schwellende Straßenkoth hielten ihn von der Theilnahme ab. Diese Aufopferung machte einen solchen Eindruck auf die Gesammtheit, daß damals allgemein die Rede ging: „Heute hat des Kaisers Demuth den siegesstolzen Hochmuth des schwedischen Königs überwunden."

Erblickte der Kaiser bei dem Heraustreten aus seinen Gemächern einen ausgezeichneten Fremden, so reichte er ihm als Zeichen besonderer Gunst die Hand. Im Vorübergehen hörte er leutselig Jeden, der ihn ansprach, ertheilte wohlwollend Antwort; eine Aufmerksamkeit, deren vornehmlich Arme sich zu erfreuen hatten. Dort nahm er auch Bittschriften zur Hand, die er immer in eigener Person in sein Kabinet trug. Italienisch sprach der Kaiser sehr fertig, Latein ziemlich gut, französisch oder spanisch niemals, obwohl er beider Sprachen mächtig war.

Fassen wir bei dem Eingang unserer Darstellung zunächst den Regenten in's Auge, so haben wir vor Allem zu fragen, welche Ansicht hatte der Kaiser von der hohen Stellung, die ihn über Millionen seiner Mitmenschen erhob? Er erkannte in dem seiner Person gewährten, nicht zu ermessenden Vorzug eine unverkennbare Gnade Gottes, die ihm hinwiederum ernstere, gewissenhaft wahrzunehmende Pflichten auferlege. Deren Erfüllung, wie er sie in dem Krönungseid angelobt, stand ihm als Lebensaufgabe unabweislich vor Augen. Die Worte von „Got-

tes Gnaden" hatten für ihn höhere Bedeutung, als bloße Ornamentik eines klangvollen Titels, etwa wie Schildhalter und Helmdecken zur Ornamentik eines Wappens dienen.

Diese christliche Ueberzeugung von der erhabensten Bedeutung der höchsten weltlichen Würde und Gewalt, sprach er schon aus auf der Rückreise von der Krönungsstadt nach Grätz. „Nicht zu seiner eigenen, sondern zu Gottes Ehre, versicherte er, anbei zu Förderung des gemeinen Nutzens habe er die Krone angenommen. Hätte er diesen Zweck nicht vor Augen gehabt, so würde er seiner Erwählung niemals zugestimmt haben."

Der Glanz der Krone blendete ihn nicht. Wie er acht Jahre später von der Krönung seines Nachfolgers als König von Böhmen aus der Domkirche in Prag herausschritt, bemerkte er: „Alle kaiserliche und königliche Herrlichkeit komme ihm vor wie ein Schauspiel. Er habe bisweilen den Komödien der Studenten zugesehen, jetzt der Krönung der Gemahlin und des Sohnes. Zwischen diesen und jenen Komödianten finde er den einzigen Unterschied, daß jene bloß einige Stunden, diese durch einige Jahre regierten. Nicht in der Sache, einzig in der Zeitdauer liegt der Unterschied." Wieder hörte man den Kaiser die Frage stellen: „Ist denn eine Krone besonderer Anstrengung werth? Wüßte ich, daß Gott einen Geeigneteren über das Reich setzen wollte, so wäre ich sogleich bereit, Krone und Scepter niederzulegen." Dergleichen tief gedachte Erklärungen sind nicht zu verwechseln mit den frivolen Aeußerungen von Tyrannen, daß sie als die ersten Beamten ihres Landes sich erachteten.

Wer Ferdinands Schalten als Kaiser in allen Be-

ziehungen betrachtet und würdigt, muß zu dem Entscheid sich bewogen fühlen, derselbe habe allen denjenigen Forderungen entsprochen, welche einst Kanut der Große an einem Regenten als unerläßlich gestellt hat: Derselbe, sagt er, müsse möglichst gerecht, Vater des Christenvolkes, in seiner Obhut über dasselbe Stellvertreter Christi sein, wie auch seine Benennung dieses anzeige. Er müsse dem Christenthum vom ganzen Herzen zugethan sein, das Heidenthum fliehen, die Kirche Gottes solle er ehren und schützen, das Christenvolk im Frieden vereinigen, sorgsam in der wahren Lehre erhalten. Sieben Dinge ziemen einem gerechten Könige: 1.) Daß er durch Gottesfurcht sich auszeichne; 2.) jederzeit Gerechtigkeit übe; 3.) vor Gott demüthig sei; 4.) strenge gegen das Böse sich bewähre; 5.) stets zu helfen sich bereit finde; 6.) die Kirche Gottes fördere und im Frieden erhalte; 7.) Freunde und Feinde nach gleichem Gesetz behandle.

Es darf auch, zumal in dem jetzigen Augenblick und Angesichts der eifrig betriebenen Geschichtsverfälschung nicht unberührt bleiben, daß Ferdinand seiner Stellung als Oberhaupt des heiligen Reichs deutscher Nation über derjenigen als Regent seiner Erblande stets das Uebergewicht einräumte. Dessen geben so manche seiner Vorkehrungen für jenes, unausgesetzte Bemühungen zu Heilnng der Zerrissenheit desselben, das glänzendste Zeugniß. Das Wort nach der Krönung des Sohnes: „Das Reich bedarf Meiner nicht mehr, es ist jetzt mit einem fürsorglichen Herrn versehen“ drückt ihnen das vollgültige Siegel auf. Ein achtzehnjähriges Regentenleben wirft in Ferdinand II. volles Licht auf die spätere Professorenlüge, Oesterreichs Herren hätten über dem Gedanken gebrütet, Deutschland in ein Erbstück zu verwandeln. Man wolle der Weise gedenken, wie Ferdi-

nand den Einleitungen des Herzogs von Friedland zu Entwürfen, um eine solche Umwälzung anzubahnen, entgegentrat.

Haben wir somit die Grundlage berührt, von der Kaiser Ferdinand bei Wahrnehmung der hohen Obliegenheit — mehr als Berechtigung — seines Regentenamtes ausging, so wenden wir unser Augenmerk auf die Weise, wie er derselben Genüge zu thun sich befliß.

Die ausgezeichneteste Eigenschaft eines Regenten besaß Ferdinand in seiner ungemeinen Thätigkeit. Der Obersthofmeister Graf Meggau bezeugte: „wie oft ihn sein Amt in dessen Gemächer geführt, immer habe er denselben entweder lesend, oder schreibend, oder betend, oder Audienz ertheilend getroffen." Wohl wird berichtet, daß er sehr häufig der Jagd, zugleich aber, daß er diesem Vergnügen niemals auf Kosten der Geschäfte obgelegen habe. Jeden Tag sei alles zum Ausfertigen bereit Liegende vorher, das inzwischen Vollendete bei der Rückkehr unterschrieben, neu Hinzugekommenes durchlesen worden. Auf das Unterschreiben beschränkte sich der Kaiser nicht. Er fügte bisweilen den Entwürfen, welche ihm zum Unterzeichnen vorgelegt wurden, eigenhändig Erläuterungen, Verbesserungen bei. Trafen, während er auf der Jagd sich befand, Eilboten ein, so mußten sie unverweilt in das Revier geschickt werden, in welchem der Kaiser weilte. Gewöhnlich nahm er zu seinen Jagden einige Räthe mit, damit sie über Einlaufendes Bericht erstatteten, etwa Auszufertigendes bereiteten. Daß der Geschäfte auch bei diesen Gelegenheiten sei gedacht worden, beruht nicht auf Zeugnissen Anderer, diejenigen des Kaisers selbst liegen vor. Es hat sich ein Handbillet vom 15. October 1628 an den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Collalto erhalten, worin er von ihm Auskunft

über eine Unterredung mit dem Hoch- und Deutschmeister Caspar von Stadion verlangt. Er sagt ihm, daß er das Billet im Prater in der Wohnung des Forstdieners Caspar Kaiser geschrieben habe. Rasche Erledigung des Eingelaufenen ließ er zu jeder Zeit sich angelegen sein. Im folgenden Jahre beantwortete er eine um 11 Uhr erhaltene Mittheilung von Callalto schon um 12½ Uhr. In einem Schreiben an Wallenstein vom 21. April 1632 „Abends halb sechs Uhr" bemerkte er, daß er seine Mittheilung vor anderthalb Stunden empfangen habe. Questenberg schrieb dem Herzog von Friedland: „bereits mitten in der Nacht schickt mir J. M. einen Kammerdiener mit folgendem Brieflein *), um dasselbe E. F. D. zu schicken." Glänzende Hoffeste unterbrachen die Thätigkeit nicht. Auf Reisen wurden geheime Räthe mitgenommen, auch da Geschäfte behandelt und abgemacht. So berichtete Ferdinand von seiner Reise zu der zweiten Vermählung dem spanischen Botschafter aus Schärding über den Waffenstillstand in der Pfalz. Bei der Abwesenheit von Wien verlangte er selbst von Unbedeutendem unterrichtet zu werden. Auf der Reise nach Regensburg im Jahre 1636 mußte ihm Graf Breuner die wöchentlichen Todtenzettel, die Getreide-Taxe zuschicken, Bericht über die Weinlese, über den Stand seiner Vögel und Anderes übersenden. Auf dem Rücken einer großen Menge von Vorträgen vor dem Geheimen Rath ist von des Geheimschreibers Söldners Hand angemerkt: „Gelesen vor J. K. M. und gutgeheißen," mit Aufzeichnung der geheimen Räthe, welche beigewohnt. Nicht nur den wichtigsten Gegenständen

*) Umfaßt aber doch drei Seiten in Folio.

schenkte er seine Aufmerksamkeit, auch solchen, die jetzt der Kenntnißnahme des Landesherrn für zu geringfügig gehalten würden. So finden wir, daß er sich einst von der Hofkammer über die Ergreifung von vier Ballen Tuch, die man für Contrebande gehalten, mündlich Bericht erstatten lassen und den Entscheid gefällt habe: das sei keine Contrebande, die vier Ballen wären gegen Entrichtung der gewöhnlichen Mauth frei zu geben. Besonders bewährte er seine Aufmerksamkeit auf alles bei der wallensteinischen Confiscation Vorkommende, nicht um auf die Entscheidungen der Angestellten einzuwirken, sondern um das Geschäft in lebendigem Gang zu erhalten, Anstände zu beseitigen, allfällige Zweifel mittelst seiner obersten Autorität zu lösen. Es wird an ihm hervorgehoben, daß er über alle Angelegenheiten vortrefflich gesprochen habe, Niemand von denselben besser unterrichtet gewesen sei, als er. Zu raschen Entschließungen jedoch habe er keine Neigung gehabt. Dieses, bekannte er, sei ihm von seinem frühern Beichtvater, Bartholomäus Willer, angewöhnt worden. Er pflegte daher zu sagen: sicherer sei es, selbst wenn der Ausgang bisweilen mißglücke, den Räthen, als seinem eigenen Kopf zu folgen.

Oft dauerten die Rathssitzungen vier Stunden, wurden bisweilen Nachmittags fortgesetzt. „Er achte es als besondere Gnade und Wohlthat von Gott, sagte er oft, daß er die Arbeit liebe, sie ihm Vergnügen gewähre." Unter drei Beschäftigungen, pflegte er sich zu äußern, beschleiche ihn niemals Langweile: Bei dem Gottesdienst, im Rath, auf der Jagd. „Gott, bekannte er, hat mich auf den Thron gesetzt, nicht damit ich müßig gehe, sondern daß ich arbeite. Ein Fürst darf seine Gesundheit nicht schonen, soll anders dem Volk geholfen werden.

Lieber will ich mich selbst, als mein Amt vernachlässigen.“

Seinen geheimen Rath leitete er als Vorsitzender, beherrschte ihn aber nicht. Jedem Mitgliede war jederzeit die freieste Aeußerung seiner Ueberzeugung zugesichert. Man hat nach des Kaisers Hinscheid von seiner eigenen Hand angemerkt gefunden: „Ich hasse die stummen Hunde. Diejenigen, welche sich durch das Ansehen Anderer zu einer Meinung bewegen lassen, gefallen mir nicht. Ich liebe diejenigen, welche frei, offen und treuherzig, mit gebührender Bescheidenheit, ihre Meinung heraussagen.“

Während der mantuanischen Streitigkeiten wollte er über eine wichtige Frage die Meinung sämmtlicher Raths-Collegien vernehmen. Da schrieb er an alle Vorsitzenden: „Die Räthe sollten ihre Meinung wohl bedenken, in einer so wichtigen Sache nichts an die Hand geben, als was sie vor Gottes Richterstuhle selbst zu verantworten sich getrauen würden.“ Nachher befahl er, diese Erklärung den Räthen bei jeder Zusammenkunft vorzulesen. Die Verabredungen mit Sachsen, die zu dem Pragerfrieden führten, übergab er Cardinälen, Bischöfen und andern geistlichen Personen zur Prüfung mit einer ähnlichen Aufforderung und der Zusicherung, daß er nach ihrer Meinung sich richten werde, „denn, bemerkte er ihnen, in dieser Absicht habe er gelehrte und gottesfürchtige Personen auserſehen, deren Stand ihnen Beschirmung der wahren Religion auferlege.“ Um aber in besonders wichtigen Fällen die Meinung vieler Räthe zu vernehmen, zugleich voreiliges Bekanntwerden des Gegenstandes zu verhüten, wendete er ein einfaches Mittel an. Er verlangte das Gutachten eines jeden Einzelnen

in einer Weise, daß derselbe für den einzigen Befragten sich hielt. Dabei erreichte es der Kaiser, verschiedene Ansichten zu vernehmen, zugleich Jeden vor unzeitiger Veröffentlichung abzuhalten aus Furcht, dieselbe möchte ausschließlich ihm beigemessen werden.

Das Beharren auf eigener Meinung, selbst im Widerspruch mit der Ansicht des Oberherrn, konnte dem hervorragenden Geschäftsmanne dessen Gunst nicht entziehen. Der Fürst von Eggenberg sprach entschieden dagegen, daß der König von Ungarn in's Feld rücke; er war nicht für das neue Bündniß mit Spanien. In Besorgniß, daß die Spanier über Gebühr in die öffentlichen Angelegenheiten sich einmischen dürften, erklärte er: kaiserlicher Majestät zieme nicht, daß Sie von Andern abhänge. Den Maßregeln gegen Wallenstein widersetzte sich der Fürst bis zum letzten Augenblicke, dennoch entzog ihm der Kaiser seine Zuneigung nicht. Als ihm Eggenbergs Tod gemeldet wurde, verbarg er seine Betrübniß so wenig, daß er dem gesammten Hof erklärte: er habe in diesem Minister, der Gewandtheit, reifes Urtheil und langjährige Erfahrung vereinigt, einen großen Verlust erlitten. Ebensowenig konnte Anhänglichkeit an Wallenstein, Förderung seiner Vorkehrungen wider des Kaisers Willen dem sonst vielverdienten Kriegsrath von Questenberg die Gunst seines Oberherrn auf die Dauer entziehen. Wir finden ihn wieder unter den Räthen, welche Ferdinand zu dem Collegialtag von Regensburg zu begleiten hatten.

Bezüglich der Regimentsführung war des Kaisers Grundsatz: „Zweck aller wahren Klugheit und Staatskunst sei, die Ehre Gottes zu erhalten und zu erweitern, darauf zu sehen, daß diese keinen Schaden leide; sodann,

nachdem dieses wahrgenommen worden, das Uebrige in Ordnung zu bringen." Ränke, Zweideutigkeiten hielt er für ein Gift der Staatsklugheit und beklagte die Fürsten, die Andere zu täuschen versuchten. Nicht einmal adelich, geschweige denn königlich seie dieses, erklärte er. Er wunderte sich, daß es Fürsten geben könne, die anders sprächen als dächten. Ferdinands Aufrichtigkeit duldete weder äußeren Schein, noch Verstellung. „Mit Betrug umgehen, erklärte er, Gottes und der Religion nicht achten, heiße nicht verständig handeln. Es seie eine große Thorheit, zu meinen, Königreiche, die nur Gott verleihe, durch Mittel zu festigen, welche Gott hasse." Deswegen setzte er bei Räthen größeren Werth auf Gottesfurcht als auf alle anderen Eigenschaften.

Am Neujahrstage 1637 sagte er zu einem Geistlichen: „nicht deshalb erfreue ihn seines Sohnes Erwählung zum römischen Könige, weil er einst auf dem kaiserlichen Throne sitzen, sondern weil denselben ein solcher Regent einnehmen werde, der die Ehre Gottes, Fortpflanzung der katholischen Religion, das Heil des Vaterlandes und der Unterthanen zur Richtschnur seines Regierens machen werde. Seien doch dieses die einzig würdigen Grundlagen einer wahren Politik."

Audienzen gewährte er Jedermann, und zwar zu der Stunde, welche er dem Nachsuchenden für die gelegenste hielt. Gewöhnlich ertheilte er dieselben stehend, an ein Tischchen gelehnt. Nöthigte ihn körperliche Schwäche zu sitzen, so geschah es bisweilen, daß er auch dem Hineingetretenen einen Stuhl bieten ließ. War der Vortrag beendet, so geschah es oft, daß er mit dem Bittenden ein vertrauliches Gespräch anknüpfte, ihn um seine Verhältnisse, seine Kinder, seine Heimat und dergleichen befragte.

Wie lästig auch manchmal diese Audienzen ihm fallen mochten, niemals war Ungeduld oder Ueberdruß darüber an ihm zu bemerken. Selbst minder Bedeutendes hörte er ruhig an. Doch äußerte er sich einst gegen einen seiner Hofherren: „Ich höre Jeden gerne an, aber lieber wäre es Mir, es würden nur Dinge vorgebracht, die dem ganzen Lande oder einzelnen Personen zuträglich wären; es ist beschwerlicher Unnützes als Vielerlei anzuhören."

Es war Gebrauch, wenn der Kaiser in eine Stadt kam, daß die Rathsherren ihm einen Baldachin entgegen trugen, unter welchem er nach seinem Absteigequartier ritt. Da sah man ihn gewöhnlich über den ganzen Weg mit den Rathsherren in vertraulichem Gespräche begriffen. Er erkundigte sich um den Zustand ihrer Stadt, fragte, ob die Bürgerschaft im Zunehmen sei, verlangte Auskunft über Mancherlei. Hierin bewährte sich seine Herzensgüte. Das geistesblöde Jagen nach dem bemitleidenswerthen Scheinwesen der sogenannten Popularität wäre damals noch keiner hochgestellten Persönlichkeit, geschweige einem Monarchen, zu Sinn gekommen.

Dagegen hatte der Kaiser Ferdinand eine Leutseligkeit sich zu eigen gemacht, die aus seinem Auge, seinem Gange, aus seinem ganzen Benehmen hervorleuchtete, ihm sogleich alle Herzen gewann. Von der Reise nach Regensburg im Jahre 1630 schreibt die Erzherzogin Maria Anna an ihren Bruder Leopold Wilhelm aus Wels: „Die hiesigen Bauern sagen, der Kaiser und der König (der nachmalige Ferdinand III.) seien so freundliche Männer, sie sprächen so gerne mit ihnen." Sechs Jahre später, auf der Reise zu dem Collegialtag in Regensburg, wohnte der Kaiser in ein Paar Städtchen Oesterreichs den Frohnleichnams-Processionen bei. Sobald die dortigen

Bauern seiner ansichtig wurden, bekannten sie: hätten sie früher den Kaiser nur ein einziges Mal gesehen, niemals würden sie wider denselben sich empört haben, seie er ja die Güte und Freundlichkeit selbst.

Bittschriften (deren wurden zu Zeiten eine große Menge eingereicht) las der Kaiser immer selbst. War er hieran am Tage verhindert, so verwendete er die Nacht dazu. Einst zeigte er nach dem Nachtessen einem seiner Vertrauten eine große Zahl solcher Einläufe mit dem Bemerken: „Eher werde Ich Mich nicht zur Ruhe begeben, bevor Ich alle diese Schriften aufmerksam durchgelesen habe.“ Durch ein Zeichen merkte er sodann an, welchem Canzler jede zur Begutachtung zu überweisen seie. Bemerkte er nachher, daß der Berichterstatter etwas Wesentliches übergangen habe, hob er dieses sogleich hervor, denn er besaß ein vortreffliches Gedächtniß.

Gesuchen armer Leute schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Einem Rathe, welcher meinte: da dürfte er wohl seiner selbst schonen und Gesuche geringerer Leute jemand Anderem zum Durchlesen übergeben, erwiederte er lachend: „Weit entfernt, daß Sorge für die Armen Mir lästig wäre, ist sie Mir vielmehr angenehm; hat Mich doch Gott hiezu erwählt und berufen.“ Einem Andern gab er auf einen ähnlichen Rath die Antwort: „Lesen und erledigen Wir die Gesuche der Armen, so gewinnen Wir dadurch den Himmel. Ob Uns dieser auch würde zu Theil werden, wenn Wir bloß der Angelegenheiten großer Fürsten und Herren Uns annähmen, wissen Wir nicht.“

Er hegte den landesväterlichen Gedanken, sobald seine Mittel nicht mehr von den erschöpfenden Kriegen würden verschlungen werden, in der Hauptstadt jedes

Landes auf eigene Kosten eine Anzahl Advocaten zu bestellen, welche der Rechtshändel der Armen, der Witwen und Waisen mit allem Fleiße sich anzunehmen hätten; natürlich nicht, wie gegenwärtig Brauch ist, auf Kosten der Betreffenden, sondern in seinem eigenen Namen.

Ergötzlichkeiten, die Jagd abgerechnet, verzehrten wenig von Ferdinands Zeit, außer wenn der Empfang fremder Gäste oder die Hofsitte solches erheischte. Dagegen geschah es nicht selten, daß wegen dringlicherer Geschäfte er die Unterhaltung mit der Gemahlin und den Kindern über dem Nachtmale abkürzte, um schneller zu Jenen zurückzukehren.

Vereint mit dieser Thätigkeit und dieser Herablassung, bewährte Ferdinand wankellose Liebe zur Gerechtigkeit. „Lieber sterben, als Jemand Unrecht thun," war ein Wort, das man oft aus seinem Mund vernehmen konnte. Ist der Spruch: „Eile mit Weile" jemals ernstlich berücksichtigt worden, so geschah es von ihm, sobald er ein Urtheil zu fällen, vornehmlich ein Todesurtheil zu bekräftigen hatte. Die unanfechtbarsten Beweise hievon liegen in dem entschiedenen Zurückweisen des Verlangens nach Verhaftung mancher Personen, die in dem Verdachte der Mitwissenschaft an dem Vorhaben des Herzogs von Friedland standen, sodann nachher bei der Untersuchung und Verurtheilung derjenigen, welcher dieselben unterworfen wurden. Bei dem Aufruhr von Oberösterreich im Jahre 1632 waren die Commissarien des Kaisers bereit, mit Strafvollstreckungen unverweilt vorzugehen. Ferdinand aber verfügte, daß vorerst Untersuchung und Verhöre müßten vorgenommen werden. Im Jahre 1625 scheinen zwei Bedienstete des kaiserlichen Hofes in höchst strafbarer Weise sich vergangen zu haben, was wir einzig aus

einer Mittheilung der Erzherzogin Maria Anna an ihren Bruder Leopold entnehmen können. „Die Kammerdienerin Maria Anna, schreibt sie, ist mit Ungnaden weggewiesen worden; sie hat das Leben verwirkt, aber J. M. haben sie nach Mannersdorf in's Gefängniß geschickt, ebenso den Semilina nach Schottwien. Ob ihm J. M. an das Leben gehen, weiß man nicht. Die Ursache Beider mag ich nicht schreiben. E. L. können sich's wohl einbilden." Diese Mittheilung mag als Beweis gelten, daß Ferdinand bei Veranlassungen, bei denen er damaligen Rechtsgewohnheiten nach unmittelbare Todesstrafe hätte verhängen können, mildere Ahndung vorzog. Das war die Neigung eines Regenten, von dem der Fürst von Ligne auszusagen sich erfrechte: er habe mit Caligula bedauert, daß seine Unterthanen nicht einen einzigen Hals gehabt hätten, um ihnen insgesammt den Kopf Eines Streiches vor die Füße zu legen.

Vor Ferdinand galt kein Ansehen der Person und hatte Aufrechthaltung der Gerechtigkeit für ihn größeren Werth als der eigene Nutzen. Einst kam eines ansehnlichen Reichslehens wegen ein deutscher Fürst nach Wien. Durch Frömmigkeit und feine Sitten gewann er leicht des Kaisers Zuneigung, so daß er an Erreichung seiner Absicht nicht zweifelte. Nachdem aber der Kaiser die Sache genau geprüft, fiel sein Urtheil wider den Fürsten aus. Dessen verwunderte man sich einerseits, sprach aber anderseits mit großer Anerkennung von dieser Gerechtigkeitsliebe. Indeß wagte es ein Höfling, seinen Herrn zu fragen, wie er fortan gegen diesen Fürsten sich erzeigen werde? „Wie bisher, war die Antwort; der Freundschaft wegen dem Rechte zu weichen, das gebührt Mir nicht, ihm aber ebensowenig, daß er Meinen Entscheid als Schmä-

lerung der Zuneigung gegen ihn ausbeute." Ist bei solcher unwandelbaren Gewohnheit dennoch hin und wieder in den kaiserlichen Gebieten der Gerechtigkeit Eintrag geschehen, so erfolgte dieses zuverlässig ohne Wissen und wider den Willen des Kaisers. Wäre ein großer Monarch im Stande, seine Beamteten immer zu überwachen?

Gerechtigkeit ist aber nur eine der fühlbaren Früchte, welche durch die Gewissenhaftigkeit zur Reife gebracht werden. Diese ist die unsichtbare Kraft, welche Mannigfaltigkeit und Zeitigung erwirkt. Will man auch von dieser Gewissenhaftigkeit einen lauteren Begriff gewinnen, so erinnere man sich aller Verfügungen, die der Kaiser dem Prager Frieden vorangehen ließ. Andere Beweise, daß diese ächt christliche Tugend denselben durchdrungen habe, sind durch dessen Geschichte vielfach zerstreut. Der einleuchtendste dürfte in seiner niemals, auch im höchsten Glück nicht, wankenden Achtung vor dem Passauer-Vertrage und in seinem nicht bloß ausgesprochenen, sondern angestrebten Bemühen liegen, den Religions- und Profanfrieden für das deutsche Reich treulichst aufrecht zu halten. Hierin war Tilly der stäte Dollmetsch der redlichen Gesinnungen seines kaiserlichen Herrn.

Wurzel der erwähnten und anderer preiswürdigen Eigenschaften war Ferdinands Hingebung an die katholische Kirche. Sie sprach sich aus in des Kaisers oft wiederholtem Worte: „Ich wäre bereit, für jeden Artikel des römischen Glaubens jederlei Pein, selbst den Tod zu erdulden." Auch äußerte er sich mehr als einmal: „Wüßte er, daß Förderung der Ehre Gottes durch Erniedrigung seiner eigenen Person bedingt würde, so wollte er ohne Weigern von dem kaiserlichen Throne herabsteigen, Krone und Scepter niederlegen, in gemeinem Stande leben, den

Bettelstab ergreifen, selbst eines schmerzlichen Todes sich nicht weigern.“

Von der Innigkeit und Wärme eines solchen, nicht selbst geschaffenen, sondern überlieferten Glaubens, wie er in Ferdinand's ganzem Leben, sowohl im Reden als im Thun sich abspiegelt, ist selbst den Ernstern und Würdigern unserer jetzigen Zeit jeder entsprechende Begriff abhanden gekommen. Das Bemühen, unter dem Aushängeschild Wissenschaftlichkeit mittelst einer dünkelhaften Philosophie den Glauben in den Schatten zu stellen, anbei mit einem höhern Lichte sich zu blähen, durch leichtfertige Angriffe die von oben gebrachte Einigung zu unterwühlen, kam damals noch Niemand zu Sinn. Waren für diese Seiltänzereien selbst sogenannte Professoren noch nicht geschult, wie sollten Laien, und für einen solchen hielt sich Ferdinand der Kirche gegenüber, Neigung dazu haben? Aber auch in manchen Bischöfen lebte noch unverblichen die Ueberzeugung, daß sie der Kirche, nicht des weltlichen Regiments Diener seien. Gleichwie in unseren Tagen ein Schulplan rückhaltslose Billigung der Bessern findet, so lange noch in einem Eckchen des Blattes dem Religionsunterricht ein Plätzchen gegönnt ist, indeß der gesammte Unterricht durch religiöses Gepräge zur Erziehung sich erheben sollte, ebenso gilt jetzt derjenige als ein lebendig Gläubiger, welcher regelmäßig einen kleinen Abschnitt des Tages, selbst nur der Woche religiöser Obliegenheit widmet. Was hingegen in jenen Tagen durch Geburt, Stand, Rang über den gemeinen Haufen sich erhoben fühlte, bewegte sich frei und fröhlich in den Regionen eines höhern Lebens, indeß gegenwärtig Alles durch Materialismus sich verknechten läßt, ein großer Theil der Masse durch den groben, was von dieser sich scheidet,

durch einen ausgekünstelten. Das Bestreben des geschriebenen wie des gesprochenen Wortes, die Kirchenkanzeln ausgenommen, geht meistens dahin, Religionsgleichgiltigkeit und Sinnengenuß allen Classen einzutrichtern.

Bei Ferdinand hingegen (und bei den Hervorragendern seiner Zeitgenossen durchweg) möchte man sagen, seie Religion der belebende Lebenshauch, die Atmosphäre gewesen, in der er sich bewegte, die sein Bestehen ebenso wesentlich bedingt habe, wie das Wasser dasjenige des Fisches, die reine Luft dasjenige ihrer Bewohner. Es ist dieses eine Modalität des Lebens, deren Verständniß bei dem größten Theile der Jetztlebenden vergeblich gesucht würde, die aber ehedessen dennoch, wenn auch zu allen Zeiten an seltenen Ausnahmen, vorgekommen, verstanden und gewürdigt worden ist, indeß jetzt mit ungestümer Rede, dann mit geschlachterem Wort die Ideologen unserer Tage Trennung der Schule von der Kirche, wenn nicht sogar Unterdrückung der letztern als kräftiges Aufraffen der Staaten anpreisen.

Schriftsteller des Alterthums, ihnen nach auch spätere, haben sich es zum Verdienst gerechnet, Aeußerungen, Antworten, Denksprüche *) hervorragender, hochverständiger und wohlverdienter Männer zu sammeln. Von Kaiser Ferdinand haben sich viele solcher kurzer Reden, Bemerkungen und Aeußerungen, auch Thatsachen und Lebenszüge erhalten, die über seine Treue zu der katholischen Kirche das helleste Licht verbreiten, und deren mehrere bereits angeführt worden sind. Sollte durch deren Aufnahme in diese Darstellung dem Bilde nicht größere Lebensfülle aufgeprägt werden, sollten des Kaisers Worte

---

*) Die sogenannten Apophthegmata.

nicht als kostbare Perlen bleibende Aufbewahrung verdienen? Sollte er es nicht werth sein, daß er Oesterreichs gegenwärtigen Bewohnern von derjenigen Seite bekannt werde, die ihnen (wir wiederholen es), seie es früher aus Nachlässigkeit, seie es späterhin aus berechneter Absicht verborgen geblieben ist? Allerdings muß bezüglich seines Handelns Manches angeführt werden, was nur persönlicher Ueberzeugung oder anerkannten Gewohnheiten entsprach, ohne daß es in seiner damaligen Gestalt als maßgebend auch für spätere Zeiten erklärt werden dürfte. Es ist nicht die Form, es ist die Gesinnung, welche unverkümmert bewahrt bleibt sollte. Erwähnen wir, daß der Kaiser bisweilen unter dem sichtbaren Gewand ein härenes getragen habe, daß nach seinem Ableben eine Geißel, mit seinem Blute gefärbt, seie gefunden worden, so gehört dieses den Eigenthümlichkeiten seiner Person oder seiner Zeit an. Sie dürfen deshalb nicht unberührt bleiben, weil die Anmuthung zu Solchem verschwunden ist. Ein Vorwurf könnte den Geschichtsschreiber nur dann treffen, wenn er darin mehr als beliebige Aeußerlichkeiten der Person oder des Zeitalters erblicken wollte. Aber neben diesem war Ferdinand, lebensvoll und gegen jedes Abschwächen gesichert, das Wesentliche katholischen Glaubens und katholischer Bethätigung eingeprägt, was keinem Wechsel unterworfen sein darf. Dieses besteht darin, daß alles Ordnen und Gebieten des Regenten, alles Thun und Lassen des Menschen mit dem von Gott geoffenbarten Gebot und Willen übereinstimme, daß nach diesem das geistige Auge in jedem Stande stets gerichtet seie.

Die Ehre Gottes galt Ferdinand über Alles. Wurde schon durch Vernachlässigung derselben sein Unwillen rege,

so durften freche Reden wider die göttliche Majestät niemals auf Nachsicht zählen. Vornehmlich gegen dieses Verbrechen wurden die angekündigten Strafen mit aller Strenge vollzogen. Beleidigung Gottes durch freche Reden hielt der Kaiser für die schwerste Sünde. An ernsten Mandaten dagegen ließ er es nie fehlen.

Manchen Tag entzog der Kaiser eine halbe Stunde den Geschäften, um diese Zeit Gott und der Erforschung seiner Selbst zu widmen. Dieses geschah ebenfalls auf der Jagd in den Augenblicken, da man des Wildes oder des Reihers harrte.

Nichts gewährte Ferdinand größere Befriedigung, als wenn er hörte, daß ein Prediger großen Zulaufes sich erfreue, wenn er die Kirchen mit gläubigem Volk angefüllt sah. Bei Processionen diente er in der Andacht, mit welcher er den Rosenkranz in der Hand hielt, Andern zum Vorbild. Wie einst auf einem solchen Gang, da er noch Erzherzog von Inneröesterreich war, eine fürstliche Person mit ihm ein Gespräch anknüpfen wollte, wies er dasselbe zurück mit den Worten: „Hier haben wir an Anderes zu denken.“

Nicht bloß an allen Sonntagen, auch an allen Festtagen empfing er die heiligen Sacramente. Am Abend zuvor brach er sich aus eigenem Willen ein Merkliches an dem Nachtmahl ab. Die Fasttage beobachtete er genau nach Vorschrift der Kirche, zumal die Vorabende der Marienfeste und die vier letzten Tage der Charwoche *). Mit

*) Die Beobachtung der Fastengebote weist auf die drei Tugenden des Gehorsams, der Demuth und der Selbstüberwindung; Vernachlässigung der Fastengebote zeigt ein Verschwinden dieser Tugenden. Ob damit die bürgerliche Gesellschaft besser fahre? dürfte in Frage stehen.

größter Innigkeit feierte er seinen Geburtstag. An diesem dankte er dem Urheber alles Lebens für die Fristung des seinigen und opferte unter der Messe so viele Thaler, als er Jahre zählte. Besonders freundlich empfing er an diesem Tage Ordenspersonen. Bevor er sich der Beichte unterzog, bat er jedesmal die Gemahlin um Verzeihung, wenn er ihr mit Worten oder Werken etwas sollte zuwider gethan haben. Dem hereintretenden Beichtvater stellte er den Sessel selbst zurecht, und als ihm dieser einst zuvorkommen wollte, sagte der Kaiser: „Laßt es, das ist Mein Amt.“ Begegnete er einem Priester mit dem heiligsten Sacrament, so stieg er ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Weges aus dem Wagen, knieete nieder und begleitete den Priester zu Fuß, sei es nach der Kirche, sei es zu dem Kranken und von diesem wieder zurück in die Kirche. Keiner von Jenen, der zu den Bedürftigen gehörte, blieb alsdann unbedacht.

Der Kaiser bewährte vorzügliche Hingebung zu der Jungfrau Maria. Keine Bruderschaft zu ihrer besondern Verehrung bestand in seinen Staaten, der er nicht beigetreten wäre. Er ließ ihr Bild in die Hauptfahnen seiner Heere aufnehmen und nannte sie seine Generalissima, ließ daher Solche, die ungebührlich gegen sie sich verhielten, als Eidbrüchige behandeln. Wie er die Kirche für die Benedictiner von Montserrat in der Ehre der h. Jungfrau gründen wollte, erhob der Stadtoberste Bedenken. Dieser Bau, sagte er, komme den Basteien zu nahe, ein Feind könnte sich derselben zu seinem Vortheile bedienen. Da erwiederte ihm der Kaiser: „Zum Schutz einer Stadt gibt es keine bessere Bastei als eine Kirche unserer lieben Frauen. Die Kirche wird an dieser Stelle erbaut werden, nichts ist sich von ihr zu befahren, viel dagegen zu getrö-

sten." Das Gleiche gab er dreißig Jahre früher dem Schloßhauptmann in Grätz zur Antwort, als dieser gegen den Bau der Capuzinerkirche am Schloßberg Einwendungen machte. „Maria Schutz soll sie deshalb heißen," lautete des jungen Erzherzogs Antwort. So hatte einst einer der ersten Vicekönige von Mexiko Kaiser Carl V. bemerkt: Festungen mit Soldaten glichen Räuberhöhlen; Klöster wären zu Unterwerfung der Landeseinwohner dienlicher als Burgen und Wälle.

Durch lange Zeit hatte der Freiherr Laurenz von Hofkirchen im Dienste der Schweden die Waffen gegen seinen Oberherrn getragen. Zuletzt drang die Sehnsucht nach Begnadigung bei ihm durch. Ohne Rückblick auf das Vergangene gewährte sie Ferdinand bereitwillig unter der einzigen Bedingung, daß er ein sich angemaßtes Bildniß der heiligen Jungfrau, welches zu Alt-Bunzlau in hoher Verehrung gestanden, mit der Rückkehr in seine Heimat nach Wien bringe.

Viel hielt er auf Ueberbleibsel solcher Männer, denen die katholische Kirche ein vertrauensvolles Andenken bewahrt. Dergleichen fanden sich in seinem Schlafgemach manche gesammelt. Als er vernahm, daß in der Kirche zu Zwickau ein Theilchen des heiligen Kreuzes aufbewahrt werde, ließ er durch den Bischof von Wien Wallenstein das Verlangen darnach zugehen. Der Uebertragung der irdischen Ueberreste des heiligen Norbert in die Kirche von Strahof zu Prag folgte er persönlich mit seinem gesammten Hof. Wie manche unabweisbare Neigung des Menschen hat nicht die Kirche durch Aufnahme in den Kreis ihrer Gewohnheiten geadelt *), dabei um ihre

*) Statt der Reliquien sammeln unsere Gebildeten Namensunterschriften, Siegel und sogar verbrauchte Briefmarken.

Glieder schirmende Schranken gezogen, welche die Fernestehenden nicht kennen *).

Werfen wir nun einen Blick auf die Ueberzeugungen des Kaisers, wie er dieselben unter manchen Wendungen des Lebens ausgesprochen hat. Von dem Gottvertrauen, welches er unter diesen felsenfest bewahrte, hat sich wenigstens die Erinnerung an ein heißes Flehen vor dem Bild des Gekreuzigten in lebendigem Andenken, selbst zur Legende emporgehoben, bis in unsere Tage erhalten. Es war Erbgut des Hauses, von dem großen Reichsoberhaupt in jener Belehnung mit dem Cruzifix statt des mangelnden Scepters den Nachkommen hinterlassen. Es trat in erneuten Zügen an den Tag in Ferdinands Enkel, Leopold, als er nach seiner Kriegserklärung gegen Frankreich mit jenem Zeichen des Heils in der Hand vor unser lieben Frauen Altar zu Mariazell seufzte: „Auf dich, mein Gott, hoffe und vertraue ich.“ Hatte Ferdinand zu Erreichung eines Vorhabens die menschlichen Mittel in der umsichtigsten Weise veranstaltet, so befahl er jederzeit das Beginnen dem Allmächtigen, erwartete den glücklichen Ausgang durch Ihn. Einst erzählte er einem der geheimen Räthe, wie Könige und Fürsten wider ihn sich verbunden hätten, fügte aber bei: „Mögen sie thun, was sie wollen. Ich hoffe, Gottes Beistand werde die ganze Verbindung wie Salz im Wasser zergehen lassen.“ Ein

---

*) Wer kennt nicht den ausgezeichneten Kupferstich von Robert Strange nach Van Dyks Gemälde, König Karl I. von England mit seinem Oberststallmeister Hamilton vorstellend! Würde wohl Ferdinand oder eine katholische Majestät Spaniens die empörende Benennung zugegeben haben: sacri stabuli comes? Der Mensch sehnt sich nach etwas Geheiligtem; winkt es ihm nicht vom Altar, so sucht er es in den Stallungen.

anderes Mal geschah einer möglichen Kriegserklärung des Königs von England Erwähnung. „Gott ist im Himmel", versetzte der Kaiser einfach. Den Zaghaften, die nach seiner Rückkehr von der Krönung in Frankfurt auf die bevorstehenden Gefahren und auf Schwierigkeiten hinwiesen, denselben zu entgehen, erwiederte er: „Weder die Macht, noch der Wille Gottes ist vermindert. Noch sitzt er auf seinem Thron ebenso mächtig, ebenso gütig wie bisher. Ich hoffe von Tag zu Tag Besseres."

Sollte es in das Gebiet der Phantasie gehören, von einer Wechselwirkung des kaiserlichen Gottvertrauens und des göttlichen Schutzes zu sprechen? Träte dieser nicht von dem Augenblick, da die Rebellenkugeln in die kaiserlichen Gemächer flogen, bis zu dem Unglückstage von Wittstock ununterbrochen hervor? Erst der Pfalzgraf mit Böhmen, Mähren und Schlesien und seinem Calvinisten-Anhang festen Fußes in Prag; hierauf der trügerische Mansfeld mit seinen durchtriebenen Ränken; gleichzeitig der Halberstädter mit seinem teuflischen Handthieren; neben ihnen der Durlacher mit seinem gemeinen Wortbruch. Nachdem diese durch des goldreinen Tilly Muth und Feldherrntalent niedergeworfen worden, trat der Dänenkönig auf mit überlegener Macht, stark durch Rathschläge und Geldmittel der Hochmögenden in Haag und durch das Mitwirken des königlichen Theologen in St. James-Palast. Zuletzt brauste der Schwede daher mit dem Troß feiler Reichsfürsten und dem glühenden Haß des französischen Cardinals gegen beide habsburgischen Häuser. Unter diesem dreifachen Bündniß die Tage von Breitenfeld, Rein und Lützen. Nach diesem Wallensteins Anschläge wider seinen Oberherrn, bis endlich Regensburgs Bewältigung und die Höhen um

Nördlingen dem Gottvertrauen des Kaisers das bekräftigende Siegel aufdrückten.

Welche Gefahren, Unfälle und Widerwärtigkeiten auf denselben einstürmten, oft hörte man ihn sagen: „Sorgen würden Mich längst um das Leben und in's Grab gebracht haben, hätte Ich nicht Mich und die Meinigen der göttlichen Vorsehung gänzlich übergeben, hiedurch aus göttlicher Gnade eine frische und fröhliche Natur gewonnen." Bei Klagen über die Zeitumstände bemerkte er: „Lasset uns das Unsrige thun, die Regierung und Leitung dieser Dinge sammt unser selbst Gott anheimstellen. Stimmen wir mit Gottes Willen überein, befleißen wir uns, den Himmel und die Seligkeit zu gewinnen; Gott wird der Sachen recht thun." — Als er noch Erzherzog von Inneröſterreich war, sprach er einst zu dem Rector des Jesuiten-Collegiums zu Grätz die goldenen Worte: „Pater, ohne eitlen Ruhm zu melden, mein tägliches Gebet lautet: Gott! gereicht es Dir zur Ehre und Verherrlichung, mir zur Seligkeit, daß ich größer werde, so erhöhe mich, ich werde Dich ehren. Gereicht es zu Deiner Ehre und Verherrlichung und zu meiner Seligkeit, daß ich in demjenigen Stand verbleibe, in dem ich mich befinde, so erhalte mich darin und ich will Dich ehren. Gereicht es zu Deiner Ehre und Verherrlichung und zu meiner Seligkeit, daß ich auf niedrigern Standpunkt gerathe, als ich jetzt bin, so erniedrige mich und ich will Dich ehren."

Man darf wohl sagen, der Kaiser habe die innersten Tiefen seines geistigen Wesens erschlossen mit der schönen Aeußerung bei der ersten Nachricht von dem Siege bei Nördlingen: „Großes", sprach er, „hat Gott an uns gethan. Ich aber werde in Meiner Einfachheit

verharren, fortan noch demüthiger Mich beweisen als bisher.“ Man ist wohl zu der Frage berechtigt, ob je in aller Welt und in allen Zeiten eine Siegesnachricht mit solcher innigen Hingebung an den Herrn der Heerschaaren seie vernommen worden? Deshalb kann es nicht das Schmeichelwort eines Wohldieners genannt werden, wenn bei Enthüllung der Wallenstein’schen Umtriebe der venetianische Resident dem Kaiser bezeugte: „auch das gehöre zu den Segnungen der Völker unter der Regierung eines guten Fürsten, daß im Hinblick auf diesen die göttliche Barmherzigkeit dieselben, wie nunmehr sich ereigne, Uebeln entreiße, denen sie ohne ihn nicht entronnen wären.“

Bei diesem Gottvertrauen hegte Ferdinand, gleich den erlauchtesten seiner Vorfahren und den tüchtigsten seiner Nachkommen, die unerschütterliche Ueberzeugung, Oesterreichs Stern werde nicht verbleichen. Dieses Vertrauen machte ihn stark und unerschütterlich trotz eckelhafter Niederträchtigkeit mancher Reichsglieder. Aber nur in Verbindung mit jenem Gottvertrauen war diese Zuversicht eine wohlberechtigte; ohne jenes wäre sie ein fatalistischer Traum gewesen. Wer Gott nach christlicher Anschauung aufgibt, der sinkt zum Spielball ungläubigen Gesäuses herab.

Diejenigen, welche die Geschichten dieser Zeiten entweder ausschließlich behandeln oder doch nebenbei berühren, sprechen, wenn nicht gerade bitter, so doch mißbilligend über Ferdinands Bemühen, einzig dem katholischen Gottesdienst freie Uebung in seinen Staaten zu gewähren. Wie von seiner zartesten Jugend an der Abfall von der Kirche in unzertrennlichem Zusammenhang mit Auflehnung gegen die landesherrlichen Rechte ihm sich

habe darstellen müssen, läßt sich an einer Reihenfolge unläugbarer Tatsachen nachweisen. Die von der Kirche Abgefallenen waren zu jener Zeit nichts weniger als ein harmloses, in der Stille ihrer eigenthümlichen Richtung nachsinnendes Völklein, wie man sich etwa die Herrnhuter oder die Swedenborgianer oder irgend eine andere kleinere Secte jetziger Zeit denken mag. Sie strebten aus allen Kräften, mit allen Mitteln nach alleiniger Geltung, waren immer bereit, einem heranziehenden Feind die Hand zu bieten. Von der Angst, welche bei Scharfenbergs Verhaftung die Katholiken Wiens in Besorgniß eines Verständnisses desselben mit den Protestanten befiel, spricht der venetianische Resident.

Welches war bei der ununterbrochenen Verkettung drückender Erfahrungen seit seiner frühesten Jugendzeit des Kaisers Gesinnung? Hören wir bezüglich seiner, unserer Zeit so mißbeliebig gewordenen Lebensaufgabe sein eigenes Geständniß: „Die Unkatholischen", bezeugte er, „irren, wenn sie meinen, indem Ich den Irrthum verbiete, seie Ich ihnen Feind. Nicht nur hasse Ich sie nicht, sondern liebe sie. Wäre dieses nicht der Fall, so würde Ich sie ihrem Irrthum überlassen. Selbst auf Kosten Meines Lebens möchte Ich ihr Heil fördern. Wüßte Ich, daß sie durch Meinen Tod dem wahren Glauben wieder könnten gewonnen werden, willig würde ich dem Scharfrichter Meinen Nacken darreichen." Wenn den Worten eines eidvergessenen Mönchs vor der angesehensten weltlichen Versammlung der Christenheit: „Hier stehe ich, ich kann nichts anders, Gott helfe mir, Amen", zustimmende Bewunderung jetzt noch zu Theil wird, sollte obige Erklärung eines gottesfürchtigen Landesherrn keine Anerkennung verdienen? Wäre

es so bedeutungslos, daß Ferdinand sowohl schriftlich als mündlich die Ueberzeugung ausgesprochen hat: „Lieber wollte ich auf meine Länder und Königreiche Verzicht leisten, als wissentlich eine Gelegenheit verabsäumen, dem wahren Glauben wieder aufzuhelfen. Lieber würde Ich von Wasser und Brot leben, lieber mit einem weißen Stäblein in der Hand sammt Weib und Kindern die Heimath meiden; lieber von Haus zu Haus das Brot betteln, ja lieber in Stücke mich zerreissen lassen, als länger die Unbill dulden, die bisher in Meinen Ländern gegen Gott und die Kirche ist verübt worden." Darf nach solchen Erklärungen der Argwohn eines Staatszweckes Platz greifen? Lassen sich dieselben mit der immer bereitstehenden Vogelscheuche, Fanatismus, abfertigen, welcher so leicht bei eigener Glaubensgleichgiltigkeit Glaubenseifer heucheln kann?

Man hat es bisher unterlassen, klar hervorzuheben, daß Ferdinand bei seinen Verfügungen gegen den eingeschlichenen Abfall von der Kirche niemals weder die Schranken seiner landesherrlichen Befugnisse, noch die Reichsgesetze außer Acht gelassen hat. Klar läßt sich dieses an seinem ersten Auftreten in Steiermark nachweisen, es bewährte sich überall, am hellesten tritt es hervor in Schlesien, welches unter dem obersten Herzog in mittelbare und unmittelbare Fürstenthümer sich schied. In diesen wurde der durch den kirchlichen Abfall festgestellte Grundsatz: wessen das Land, dessen die Religion, in volle Anwendung gebracht, in jenen den Vasallen eingeräumt, was in dem Reich deutscher Nation dessen Ständen. Haben dann in dem unmittelbar unter dem Herzog stehenden Theil des Landes vollziehende Beamte und Kriegsleute ein Verfahren sich erlaubt, welches ver-

abscheut werden muß, so fällt dieses auf ihre Personen, der Kaiser hat nichts davon gewußt. Dabei ist wohl zu erwägen, daß Ferdinand bei seinen Verfügungen zu Erhaltung der Glaubenseinheit nicht kraft anererbter Machtfülle, sondern als Glied und Sohn der Kirche handelte, deren Lehren und Anordnungen er für seine Person eben so bindend hielt, wie für den geringsten seiner Unterthanen. Gleich diesem erkannte er in Allem, was den Glauben und dessen Bethätigung betrifft, ein höheres Ansehen, welches er zu ehren habe gleich jedem seiner Mitchristen. Die Schlußnahmen der Kirchenversammlung von Trient waren ihm so geheiligt, wie jedem andern katholischen Christen, und er ehrte die Organe eines Königs, der höher war als der Kaiser *); während es in jener Zeit nicht an Regenten fehlte, die ihren Angehörigen persönliche Meinungen oder solche, die sie von Einzelnen sich zu eigen gemacht hatten, schonungslos aufzwangen. Wie wurden nicht durch lange Jahre die Unterthanen der pfälzischen Kurfürsten je nach wechselnder Liebhaberei ihrer Regenten zwischen Lutheranismus und Calvinismus herumgehetzt? Welche Härten erlaubte sich nicht der sächsische Kurfürst August gegen die strengen Lutheraner und Flaccianer, einst durch Hofgunst groß gezogen? Was hatten nicht der Canzler Cracow, der gelehrte Leibarzt Peucer, die Hofprediger Stößel und Schütz zu erdulden, weil sie andern theologischen Meinungen huldigten, als ihr Landesherr? Welche Behand-

*) Wenn die Juden dem römischen Landpfleger zuriefen: Non habemus regem praeter Caesarem (wir haben keinen König außer dem Kaiser), so stellt das Frohnleichnamsfest anschaulich den christlichen Grundsatz dar: Habemus Regem praeter Caesarem (wir haben einen König außer dem Kaiser).

lung erfuhren aus gleichem Grund die wittenbergischen Theologen in Torgau? Waren wir nicht Zeugen, wie redliche Bekenner dessen, was früher für alleinheilbringend erklärt wurde, jegliche Verfolgung, selbst Verbannung zu erdulden hatten, weil sie einer Kabinetsvorschrift mit neu octroyrten Glaubensformen nicht willig sich fügen wollten? Hat Ferdinand je von dergleichen Caporals-Gelüsten sich anwandeln lassen? Hat er Aehnliches je sich erlaubt? Nicht für Subjectives, für Wechselndes, nur für das, was zu allen Zeiten, allenthalben, von Allen geglaubt wurde, ist er eingestanden. Hätte er hierin eine Befugniß in Anspruch genommen, die ihm nicht zukam, so wäre jedenfalls deren Anwendung auf Bewährtes und Unveränderliches verzeihlicher, als wo sie nur Widersprochenes und Veränderliches im Auge haben konnte.

Man kann wohl sagen, Kaiser Ferdinands Persönlichkeit sei bezüglich des Glaubens und dessen Bethätigung in der Kirche aufgegangen, was er gemäß desselben gelebt, habe er mit der Kirche und durch die Kirche gelebt, durch sie gethan, was er immer gethan. Darum konnte nichts so große Freude ihm gewähren, als die Rückkehr eines höher Gestellten in deren Gemeinschaft. Wie er vernommen, der ausgezeichnete Kriegsmann Rudolf von Tiefenbach habe sich der katholischen Wahrheit zugewendet, schrieb er ihm eigenhändig: „Küssen wollte Ich euch, wenn Ich bei euch wäre." Wie erfreute ihn nicht dieser Entschluß des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar dem das Ländchen seine warme Anhänglichkeit an die katholische Kirche noch heutigen Tages verdankt, und welcher von da an der Mann seiner Zuneignng wurde? Als der Graf im Jahre 1629 nach seiner Rückkehr in die katholische Kirche bei dem Kaiser sich beurlaubte, umarmte ihn die-

ser mit den Worten: „Ich liebe dich, ich liebe dich bis zum Grabe.“ Fortan stand er in hoher Gunst bei dem Kaiser, der der Bildung und Tüchtigkeit des Zurückgekehrten durch hohe Aufträge verdientes Vertrauen schenkte. Dem vormaligen Administrator von Magdeburg, Johann Wilhelm von Brandenburg, stand Ferdinand bei der Aufnahme in die Kirche als Firmpathe bei.

Daher fanden Entschließungen zur Rückkehr in die katholische Kirche in dem Kaiser jederzeit einen Förderer. Er bestimmte zur Unterstützung von Juden, Türken, Saracenen, Prädicanten, die dem Glauben sich zuwenden würden, den Ertrag von allerlei Geldstrafen, von Bußen für Contrebande und ähnliche Fälligkeiten. Auch die Missionen bei den Heidenvölkern wurden nicht vergessen. Hundert Ducaten bestimmte er zum jährlichen Unterhalt der Väter in der Tartarei.

Gleiche Freude gewährte ihm die Aufnahme Neugeborner in die Kirche. So beehrte er am 28. März 1634 den venetianischen Residenten in Wien, Antonio Antelmo, dadurch, daß er sammt der Gemahlin ihm den eben gebornen Sohn aus der Taufe hob und ihm neben dem Namen Valerio den eigenen beilegte. Wer immer aus seiner Umgebung oder von angesehenen Personen ihn um dieses christliche Werk bat, dem entsprach er entweder in eigener Person oder durch einen Beauftragten. Ebenso gerne ließ er zum Firmpathen sich erbitten. Da sah man die Hand, welche den kaiserlichen Scepter trug, den Firmling mit der Stirnbinde schmücken.

Seine Ehrerbietung gegen Alles, was auf die Kirche sich bezieht, trug er auf diejenigen über, welche zu deren Dienst berufen sind. „Es ist mir sehr lieb,“ pflegte er zu sagen,“ daß Ich Leute habe, die Mir helfen Gott Dank zu

sagen, weil Ich demselben so viel schuldig bin, selbst aber so wenig zu leisten vermag." Bei dem Ausbruche des Krieges mit den Venetianern drückte sich ein hoher Geistlicher, der bei dem damaligen Kaiser in großem Ansehen stand, *) bezüglich des Erzherzogs so aus: "Hat sich der Herr Solches eingebrockt, so mag er es ausessen." Diese Rede nannte einer von des Erzherzogs Umgebung unbesonnen, leichtfertig. Sogleich wies Ferdinand denselben zurecht mit den Worten: „Sprechet nicht so, er ist ein Bischof." Bald darauf willigte er in Klesels Abführung von Wien erst dann, als er sich überzeugte, daß auf keine andere Weise sein Tod zu vermeiden sei, war es Ferdinand, der denselben hierauf dem Papst überließ, ihn wieder zurückrief, ihm alle erlittenen Einbußen in reichlichster Weise ersetzte. Er säumte ebenso wenig, Rücksicht auf dasjenige zu nehmen, was zur Würde und Wirksamkeit des hohen bischöflichen Amtes unerläßlich war. Auch das, ließ er durch den Cardinal Pazmaui Urban VIII. vorstellen, sei ein Grund des Uebels geworden, unter welchem Deutschland leide, daß so manche an die vornehmsten geistlichen Fürstenthümer Gewählten, sobald die Bestätigungsbullen von Rom in ihren Händen wären, nicht um die Weihen sich bekümmerten. Dieses sei ein Mißbrauch dessen Beseitigung bei Seiner Heiligkeit stehe.

Geistliche, von deren würdiger Berufstreue er überzeugt war, standen bei ihm in hoher Achtung. Nach dem Hinschied des General-Commissärs der Franciscaner in Steiermark schrieb er dem General: er wünsche zu dessen Nachfolger einen Mann tadelloser Sitte, reinen Wandels, klug, ernst, durch eigenes Beispiel geeignet, den

---

*) Wahrscheinlich Klesel.

Glanz der Religion zu fördern. Der österreichische Provincial Hieronymus Straßer wäre hiezu der Vorzüglichste, zumal er auch der deutschen Sprache mächtig sei. In besonderem Ansehen stand bei ihm der Carmelite Dominicus de St. Maria, der an dem Sieg vom weißen Berg so wesentlichen Antheil hatte. Bald nach diesem war derselbe nach Rom zurückgekehrt. Schon im Jahre 1625 lud ihn Ferdinand nach Wien ein. Da es hieß, die Gesundheitsumstände des Ordensmannes gestatteten ihm eine solche Reise nicht, ließ er nach einigen Jahren durch seinen Botschafter, Fürsten Savelli, das gleiche Ansuchen abermals nach Rom gehen. Und wie warm dankte er nachher dem heiligen Vater dafür, daß er willfahrte!

Für Verstorbene, die in gesegnetem Wirken für die Kirche merkwürdige Lebensschicksale erfahren hatten, die im Ruf hoher Frömmigkeit standen, verwendete er sich bei dem Oberhaupt der Kirche um deren Heiligsprechung. Ferdinand war es, der dieses für Ignatius von Loyola und für den großen Franz Xavier mit allem Eifer betrieb und erreichte. Gleiches brachte er in Anregung für zwei andere hochverdiente Männer, den Stifter der barmherzigen Brüder, Johann von Gott, und den für Oesterreich so wichtigen Franciscaner Johann Capistran. Gleicher Ehre hielt er würdig die durch die Unkatholischen bei dem Einfall der Passauer in der Kirche Maria Schnee zu Prag ermordeten zwölf Franciscaner. Um Dasselbe ging er das Oberhaupt der Kirche an für einen Bruder Hermann des Prämonstratenser-Ordens, für Juvenalis Ancina, einen Schüler Philipps von Neri, für den Capuciner Laurenz von Brindisi, den er noch als Erzherzog von Steiermark selbst gekannt, für Philipp Benitus, einen der Stifter der Serviten aus Florenz. In das Bemühen, dem

Unterwaldner Nikolaus von der Flüe gleiche Anerkennung zu verschaffen, mag sich etwas Politik eingemischt haben, um dadurch die katholischen Schweizer sich enger zu verbinden. Es war dieses dasselbe Verwenden für erlauchte Hingeschiedene bei dem Oberhaupt der Kirche, wie bei dem Oberhaupt des Hauses, dem König von Spanien, um das goldene Vließ für hervorragende und hochverdiente Lebende.

Ueberhaupt stand der Kaiser geistlicher Bewilligungen wegen in ununterbrochener Verbindung mit dem Nachfolger Petri. In dem Jahre 1626 verlangte er ein Jubiläum für Wien, im folgenden Jahre eines für Ungarn. Auf den 2. Mai 1627 war die Uebersetzung der irdischen Ueberreste des heiligen Norbert in das Kloster zu Prag bestimmt. Ferdinand bat um Gnadenbewilligungen für dieses Fest und daß der Tag für immer zum Festtag erhoben werde. Der Botschafter in Rom mußte sich um einen vollkommenen Ablaß für die Jesuitenkirche zu Wien auf den Charfreitag, um Verabfolgung einiger heiliger Leiber an die Kirche von Kremsmünster verwenden. Im Jahre 1629 ordnete der Kaiser für seine sämmtlichen Gebiete die jährliche Feier des Tages von Maria Empfängniß an.

Der Hersteller des abendländischen Kaiserthums, Carl der Große, der Erneuerer desselben nach langjähriger Zerrüttung, Rudolph von Habsburg, haben Beide durchblickt, daß dasselbe sicheren Bestand und gedeihliches Wirken nur durch festes Anlehnen an den Felsen gewinne, auf welchen der Herr seine Kirche gegründet hat. Beide waren deren fromme Söhne, wie machtbegabte so zugleich redliche Schirmherren. In des Vorfahren und in des Ahnherrn Fußstapfen trat Ferdinand. Bewährte er dem Papst, als dem allgemeinen Vater der Christenheit, söhn-

liche Ehrerbietung, welche unsern Zeitweisen so fremd ist, daß sie dieselbe gerne als knechtische Unterwürfigkeit brandmarken. Anerkannte er in dem Oberhaupt der Kirche das höchste geistliche Befugniß über den Menschen, so ließ er in dem Verkehr mit demselben niemals außer Acht, daß ihm als Kaiser gebüre, das höchste weltliche Ansehen, welches Reichsgesetze und Pflichten zu üben habe, ohne Einmischung von irgend woher zuzulassen. Konnte der Papst mit des Kaisers Verfügung, kraft deren er das Erzbisthum Bremen einem Sohn des unkatholischen Königs von Dänemark zusicherte, nicht einverstanden sein, so fand sich Ferdinand durch politische Rücksichten bewogen, hievon nicht zu weichen. Freimüthig erwiederte er auf die Einwendungen des Nuntius: das habe er kraft des Prager Friedens thun müssen; weßhalb das Oberhaupt der Kirche ihm in seinen Kriegen nicht kräftiger beigestanden sei?

Ungemein viel geschah durch den Kaiser, um die Einkünfte von Bisthümern und Capiteln zu verbessern, dann zur Ausstattung von Pfarreien, zur baulichen Herstellung von Kirchen. Dem Domcapitel von Wien hatte der Abfall von der Kirche große Einbuße zugefügt. Der Kaiser wollte, daß es entschädigt werde. Schon im Jahre 1622 erging deshalb an den Klosterrath die Aufforderung: er möge berathschlagen, wie demselben aufzuhelfen sei? Zwei Jahre später wurden ihm „zu besserer Unterhaltung" für diesmal 2000 fl. aus den Gefällen von Forchtenstein und Eisenstadt bewilligt. Im folgenden Jahre erhielt es „zu seiner Wiederherstellung" Helmhard Jörger's verwirktes Gut Herrnals.

Den Bischof der Residenzstadt bedachte er mit 100,000 fl., zu 6 von Hundert zu verzinsen, aus dem

neuen Weinaufschlag zu Ybbs. Dafür habe jeder Bischof einen gewissen Gottesdienst für den Kaiser und das Haus zu halten. Dem Erzbisthum von Prag wendete er eine jährliche Vermehrung der Einkünfte von 24,000 Gulden zu. Dem Erzbisthum Gran erließ er den jährlichen Beitrag von 20,000 fl. für die Besatzung von Neuhäusel und gewährte ihm von Neuem den achtundvierzigsten Theil des Ertrages von den ungarischen Bergwerken. Er verzichtete auf die Spolien verstorbener Bischöfe in Ungarn. Zur Errichtung von vier böhmischen Bisthümern traf er die nothwendigen Vorbereitungen. Dem Domstifte in Bauzen wies er zu Erledigung seiner verschuldeten Güter 12,000 fl. auf lausitzische Straf-, Lehen- und ähnliche Fälligkeiten an. Den Lehenbesitz der großen Stifte bei den Schotten, Melk, Göttweih verwandelte er in Allod und verwendete sich für Melk, daß der Kurfürst von Baiern ihm Gleiches gewähre. Das sinnlose Märchen von der todten Hand, für kirchenfeindliche Salbader und Practikanten ein beliebtes Gaukelspiel, war damals noch nicht erfunden. Daß Ferdinand bei solcher Geneigtheit nicht blindlings jedem Begehren der Geistlichen entsprochen habe, sehen wir aus seiner Verfügung gegen diejenigen von Regensburg, daß sie der Theilnahme an den Vertheidigungskosten für ihre Stadt sich nicht entziehen dürften. Unsere Zeit ist so schnell bereit, guten Willen gegen die Geistlichkeit als Rechtsverletzung gegen die allgemeine Gesellschaft zu stempeln.

In besondern Gunsten standen bei Ferdinand die Orden, sobald er überzeugt war, „daß sie von ihrem Beruf und den Satzungen ihrer Vorfahren nicht abgewichen seien.“ Seine Ueberzeugung sprach sich dahin aus: man sei einem Orden vielerlei schuldig, was man einem

bloßen Menschen nicht schuldig sei. Bei jenen nahm er oft das Mittagsmahl ein und verlangte deren Fürbitte. In höchster Gunst standen bei ihm die Jesuiten. Er stiftete für sie zwei Collegien und zwei Novizen-Häuser, dasjenige in Wien als Gelübde bei zunehmender Besorgniß vor den Umtrieben Wallensteins *). Außerdem verdankten ihm sechs Collegien ihren Ursprung, manches bestehende eine Verbesserung der Einkünfte. „Nehmts, sagte er alsdann, ihr werdet nicht immer einen Ferdinand den Zweiten haben.“ Die Väter mußten täglich Messe für ihn lesen. Es war ein gemeines Sprichwort: greife man die Jesuiten an, so greife man dem Kaiser in das Auge. Man erkannte in den Feinden der Gesellschaft zugleich Feinde des Landesherrn. Nicht blos einmal hörte man ihn sagen: „wäre ich so frei, als meine Brüder es sind, so träte ich jedenfalls in die Gesellschaft ein.“ Darum befahl er in einem Codicill allen seinen Kindern, Erben und Nachkommen, dieselbe zu ehren und zu lieben.

Manche Orden wurden durch ihn in Oesterreich, Böhmen und Steiermark eingeführt, als: Barnabiten, Camaldulenser, Paulaner, unbeschuhte Carmeliten, reformirte Augustiner, Benedictiner von Montserrat, denen er als Dank für den Sieg bei Nördlingen die nachher so geheißene Kirche der Schwarzspanier stiftete, Serviten, irländische Franziscaner.

Haben die Nachkommen die erwähnte Kirche ihrem Zwecke entfremdet, so mag Wien noch zwei andere alte

*) Daß hiebei freie Entschließung gewaltet habe, ist daraus zu ersehen, daß er am folgenden Tag seinen Beichtvater mahnte, ihn an den gefaßten Vorsatz zu erinnern.

Denkmäler von Ferdinand's Obsorge, dem Gottesdienst würdige Stätten zu bereiten, aufweisen: Die schöne Dominikanerkirche und die prachtvolle Kirche der Gesellschaft Jesu, bei ihrem ehemaligen Collegium von St. Barbara, jene wenigstens unter Ferdinands Mitwirken, diese auf seine Kosten zu Stande gekommen.

Dem gedruckten Bericht des Nuntius Carl Carafa ist als Anhang beigegeben, ein ausführliches Verzeichniß aller Gaben des Kaisers an Kirchen und kirchliche Anstalten bis zum Jahr 1628 enthaltend. Dasselbe füllt 34 gedruckte Seiten in Folio und steigt von 400,000 Thalern, die den Jesuiten in Prag bewilligt wurden, bis auf Beträge unter hundert Gulden herab. Das Meiste geschah für Kirchen und Ordenshäuser in Prag und in Wien. Hier das Ansehnlichste. Neben andern Beihilfen konnten die Capuciner zum Ausbau ihrer Kirche, sowie diejenigen in Olmütz zu gleichem Zwecke, das Futter für zwei Pferde beziehen. Den Carmeliten in Wien wurde Holz und anderes Baumaterial, dann zu Anlegung eines Gartens Schiffe aus dem Arsenal, ferner jährlich erst 30, sodann 55 Wagen mit Holz aus den kaiserlichen Waldungen bewilliget. St. Jakob in Prag erhielt neben einem Faß Weißbier und einem Sack Weizen wöchentlich 20 fl., zusammen ein Werth von 1940 fl. jährlich. Zu Vollendung ihres Collegiums und der Universitäts-Kirche wurden die Jesuiten in Wien mit jährlich 12,000 fl. bedacht, zur Hälfte von dem Dreißigstamt Altenburg, zur Hälfte von dem Salzamt der Residenzstadt zu beziehen. Diejenigen in Linz erhielten eine Beihilfe zu einem Schulbau. Der schmale Gehalt der Vicarien, des Sacristans und des Organisten der Kirche auf dem Hradschin zu

Prag erhielt eine Verbesserung durch die Freigebigkeit des Kaisers.

Reisende und kranke Geistliche fanden Unterstützung gleich anderen Hilfsbedürftigen. Solche ward dem Provincial der Franciscaner in Prag zu Theil, ausdrücklich „zu Herstellung seiner Gesundheit." Wir finden Anweisung auf den Guß einer Glocke, 640 fl. für Anschaffung einer Kirchenfahne, Bewilligung zur Löhnung von Buben, die das Allerheiligste zu begleiten haben, gleichwie zum Unterhalt von Zöglingen für den geistlichen Stand. Ein Buchdrucker in Neisse hatte 625 fl. zu beziehen für Arbeiten, die er den Jesuiten geliefert, ein anderer 100 fl. zum Druck von Tractaten. Das Capitel auf dem Wyssehrad bei Prag fand für Abtretung von Weinbergen und Gärten zur Befestigung der Hauptstadt Böhmens angemessene und wohlberechtigte Entschädigung.

Seit dem Jahre, in welchem der apostolische Nuntius dieses niederschrieb, erfolgte solcher Art noch Manches. Die Camaldulenser erhielten zu ihrer Ansiedlung auf dem Kahlenberge 35,500 fl., außerdem wurden zum Behufe des Baues ihnen vier Schiffe zur Verfügung gestellt. Aber der Kaiser befahl mit der Bewilligung jener Summe zugleich, um die Weise ihrer Verwendung sich zu erkundigen. Die Bitte um ein Weinalmosen wurde nicht, dafür ein wöchentlicher Beitrag von 18 fl. auf den Weinaufschlag am Tabor gewährt. Die Capuciner in Linz konnten jährlich 20 Klafter Brennholz beziehen. Eine ähnliche Beihilfe erhielten die Barnabiten in Prag. Die monatliche Lieferung von vierzig Paar Laiblein Brod an die Franziscaner in Wien sollte durch einen jährlichen Betrag von einem Mutt Getreide (vierzig Metzen enthaltend) ersetzt werden. Den dortigen Augustinern hatte

die niederösterreichische Kammer jährlich 400 fl. zu ihrer Bekleidung, den Franziscanern 110 fl. zu „Kuttentuch" zu verabreichen. Den Matres de Jesu, welchen der Reichs-Vicecanzler von Strahlendorf am Stoß in Himmel ein Haus eingeräumt hatte, wurden zum Unterhalt jährlich 600 fl. bewilligt. Den Carmeliten überließ der Kaiser „einen starken Federkiel" Röhrwassers aus seinem Garten; die Kosten der Leitung nahm seine Gemahlin auf sich. Die Klosterfrauen von Allerheiligen in Grätz durften an der Mur einen eigenen Fischer aufstellen. Dieses alles sind Belege von Ferdinands Gesinnung gegen die Kirche, was jetzt freilich nicht allein anderer Beurtheilung, sondern entgegengesetzten Verfügungen unterliegt, ohne daß die spätere Zeit jener Bethätigung eine ersprießlichere an die Seite zu stellen vermöchte.

Selbst in fremde Länder erstreckte sich Ferdinands Freigebigkeit für geheiligte Stätten. Kaiser Mathias hatte im Jahre 1614 sechshundert Gulden zum Unterhalt der Lampen am heiligen Grabe zu Jerusalem ausgesetzt. Ferdinand verfügte, daß dieser Betrag immerwährend zu entrichten sei. Der Waldmeister in Friaul erhielt den Auftrag, den Minoriten in Loreto Bauholz zu liefern. Eine Feuersbrunst hatte die Gnadenstätte von Alt-Oetting heimgesucht, Ferdinand gewährte 4500 fl. zur Herstellung. Die böhmische Kammer mußte den Capucinern in Mainz 100 Thaler zum Wiederaufbau ihres, durch die Schweden zerstörten Gebäudes entrichten.

Die Vergeltung der Orden nach katholischem Gebrauch blieb nicht aus. Am 3. Oktober 1625 erklärte der General der Cistercienser den Kaiser, seine Geschwister und seine Kinder als dem Orden verbrüdert. Am 31. Mai des folgenden Jahres stellte der apostolische Gene-

ralvicar der Olivetaner, Angelus Maria aus Bologna, die Urkunde aus, daß die kaiserliche Familie an allen Gnaden und guten Werken des Ordens Theil habe. Gleiches wurde durch den General der Carmeliten erklärt. Vielleicht ist durch andere kirchliche Gemeinschaften Aehnliches geschehen. Die Gegenwart mag dergleichen Kundgebungen belächeln. Sollte die Uebersendung eines Ordensbandes durch einen weltlichen Monarchen größeren Werth haben?

Wir schließen diesen Abschnitt von des Kaisers lebendigem Glauben und seiner innigen Verschmelzung mit der Lehre, den Vorschriften und den Uebungen der Kirche mit den Worten seines Codicilles: „Nachdem Wir Kaiser Ferdinand der Andere heut dato aus beweglichen Ursachen Unser Testament und letzten Willen verfassen und verfertigen lassen, so hat uns die schuldige dankbare Begierde der Ehre Gottes, Unseres höchsten Liebhabers und Wohlthäters, angetrieben, Unseren im vorbesagten Testament instituirten Universalerben, nämlich unsern lieben Sohn Ferdinand Ernst und nach ihm alle Unsere künftigen Successoren nochmal ganz väterlich und inbrünstig zu ermahnen, daß sie ihnen vor allen Dingen angelegen sein lassen, Unsere, ihnen nachgelassenen lieben Lande und Leute bei Unserem wahren apostolisch-römischen, alleinseligmachenden katholischen Glauben zu erhalten, alle Secten und verführerischen Lehren und was zu Einschleichung derselben Ursache, Vorschub und Anlaß geben mag, allen Ernstes zu verhüten und auszurotten."

Die gereifteste Frucht dieser Gottesfurcht war die lauterste Sittenreinheit. Ihr durfte weder Wort noch Bild Anstoß geben. Jene unfläthige Liederlichkeit, deren

innere Fäulniß mit dem Wort Galanterie überfirnißt werden soll, und zu deren Bildungsstätte häufig das Theater herabgesunken ist, war ihm unbekannt. Gestattete er etwa zureisenden Comödianten ihr Spiel zu treiben, so ging der Erlaubniß die Mahnung voran, sie hätten sich der Ehrbarkeit zu befleißen, eingedenk zu sein, daß sie vor einem Kaiser auftreten würden, der dieselbe über Alles schätze. Selbst Drohungen waren angefügt, dafern Solches nicht würde beachtet werden. Niemand hätte schandbare Reden in Ferdinands Gegenwart sich erlauben dürfen. Sehr viele Bilder der Gemäldesammlung zu Prag ließ er deshalb verbrennen. Zur Zeit, da er noch jung und unverheiratet war, bot ihm einst einer seiner Hofleute Dienste und Hilfe zu Ausschweifungen, er wies denselben aus seiner Umgebung hinweg.

Hatte er Personen des andern Geschlechts, und wären es selbst Fürstinen gewesen, Audienz zu ertheilen, so wollte er, daß die Gemahlin zugegen sei, oder er gab die Audienz bei dem Heraustreten aus seinem Gemach in Begleitung des ganzen Hofstaates. Es ist angemerkt worden, daß er niemals auf Frauenspersonen seinen Blick geheftet, seine Augen stets im Zaum gehalten habe. Auch wird an ihm gerühmt, daß er während seines Witwenstandes sechs Jahre in unverdächtiger Reinheit durchlebt habe. Seine zweite Gemahlin, die Kaiserin Eleonora, bezeugte, sie baue auf des Gemahls Reinheit so fest, daß sie selbst dann es nicht wagen würde, etwas Schlimmes von ihm zu denken, wenn sie ein Mädchen in seinem Bett finden sollte.

Unehrbares Leben büßte, wie hoch auch der Mann stand, der solches sich hätte zu Schulden kommen lassen, des Kaisers Gunst unwiederbringlich ein. Darum zogen

große Herren, die hierin nicht ganz rein waren, es vor, das Land zu meiden, als dem Unwillen ihres Fürsten sich bloß zu stellen. Keinen, der in solchem Verdachte stand, hätte er zu wichtigen Geschäften verwendet. „Ich hasse, sagte er, daß Meine Diener Sclaven und Leibeigene der Unzucht seien." Ein Mann seines Vertrauens mußte Sittlichkeit mit Gottesfurcht verbinden. Der Wahn, die Sittlichkeit eines Menschen, sowie seine religiöse Ueberzeugung sei bei Würdigung desselben als Geschäftsmann nicht in den geringsten Anschlag zu bringen, hatte sich damals noch nicht geltend gemacht. Am wenigsten würde der Kaiser angebliche Obsorge um das gemeinsame Wohl von Persönlichkeiten erwartet haben, welche ihre Befähigung hiezu durch feindliche Aeußerungen gegen das Kirchliche zu erwahren geglaubt hätten. Dergleichen Engherzigkeiten hat freilich die Gegenwart sich zu Füßen gelegt.

Strenge Gesetze wider den Ehebruch und dergleichen Laster wurden nicht nur erlassen, sondern ohne Nachsicht gehandhabt, und Ferdinand, der sonst mehr zur Verzeihung, als zur Bestrafung geneigt war, ließ solchen Vergehen niemals Gnade widerfahren.

Abgesehen von seiner kirchlichen Ueberzeugunstreue, von seinem mackellosen Wandel, darf Ferdinand mit vollem Recht den edelsten Männern jeder Zeit beigezählt werden. Keine Tugend, die auch von den Weisen und Würdigen des Alterthums als solche wäre geachtet worden, die man vergeblich bei ihm gesucht hätte. Seine Milde, ob sie nun durch die Gesinnung oder durch die That sich bewährte, kam derjenigen der hervorragendsten unter den Regenten aller Zeiten gleich. Wir fügen daher den manchen Zügen seines edlen Sinnes, die durch seine Geschichte zerstreut sich finden, noch einige bei.

Nach damaliger Rechtsübung wären die Güter des unter den Waffen gegen seinen Kaiser niedergestreckten Oberst Fuchs diesem heimgefallen. Dem Pfalzgrafen von Neuburg, der um Verschonung derselben sich verwendete, erwiederte Ferdinand: trotz zureichender Ursachen und verschiedener Gesuche habe er nichts darüber verfügt, in der Hoffnung, hiedurch könnte der König von Dänemark zu Niederlegung der Waffen bewogen werden. Wollte man sagen, ein politischer Zweck habe dem Kaiser diese Nachsicht abgewonnen, so läßt sich entgegnen: hätte er einen solchen ebenfalls gehabt, als er die Infantin Isabella darum anging, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig, des angeblichen Böhmenkönigs Bruder, die anererbten Güter zurückzugeben, verflossenes und künftiges Einkommen wieder an ihn verabfolgen zu lassen, denn sein Besitz sei ihm zur Zeit der Minderjährigkeit entrissen worden? Dennoch heißt es, Ferdinand habe die unschuldige Familie des Pfalzgrafen verfolgt. — Der unermüdlichste Gegner des habsburgischen Hauses war Christian von Anhalt. Wie großartig hat der Kaiser den gefangenen Sohn wieder zu Gnaden aufgenommen? Später gewährte er ihm auf Wallensteins Verwendung einen Jahrgehalt von 3000 Reichsthalern. Geleistete Abbitte gewährte dem Grafen Reinhard von Solms leicht Verzeihung. Diese wurde nach des Grafen Ludwig von Nassau-Hadamar Rückkehr in die Kirche Manchem aus dem Geschlecht der Grafen von Nassau zu Theil, dessen zahlreiche Glieder Feindschaft gegen den katholischen Kaiser als Erbgut des Hauses betrachteten. Nach dem Einbruch der Schweden wiegelte der Administrator von Magdeburg in dortiger Gegend alles wider den Kaiser auf. Gefangen ließ ihn Ferdinand erst im Schloß zu Wienerisch-Neustadt festhalten, bald

jedoch gestattete er ihm, Wohnung im Gasthof zum goldenen Ochsen in Wien zu nehmen, bedachte ihn hier mit einem Monatsgehalt von 500 fl. In dem Frieden von Prag mußte sich der Kurfürst von Sachsen zu einer jährlichen Leistung von 12,000 Reichsthalern an denselben verstehen. Wir wollen zugeben, daß Christian Wilhelms Rückkehr in die Kirche nicht ohne Einfluß auf diese Verwendung geblieben sei. Die Aussöhnung mit der Kirche wird auch erwähnt in der kaiserlichen Erklärung, daß Graf Ernst Friedrich von Schlick die Verbrechen seines Vaters nicht entgelten dürfe. Doch kann bei Ferdinands Gerechtigkeitsliebe der Umstand, daß der Graf zu jener Zeit noch unmündig gewesen sei, dieser Verfügung nicht minderes Gewicht beigelegt haben.

Es ging die gemeine Rede, es seie vortheilhafter, die Herren von Oesterreich zu beleidigen, sie sodann um Gnade zu bitten, indem diejenigen besser daran wären, die einmal wider sie, als die jederzeit für sie gewesen wären. Diese Worte haben ihre Bestätigung darin gefunden, daß dem Kaiser selten ein Malefiz-Urtheil vorgelegt wurde, welches er nicht gemildert hätte. Kinder oder Befreundete eines Verurtheilten, der nicht zum Leben konnte begnadigt werden, versicherte der Kaiser, sie dürften, was der Vater verschuldet, nicht entgelten, betrügen sie sich nach Gebühr, so werde er Vaters Stelle an ihnen vertreten. Auch im Auslande hieß es, der Kaiser sei gnädiger gegen denjenigen, denen er verziehen, als gegen denjenigen, der einer Verzeihung niemals bedurft habe.

Seinem Beichtvater bekannte er einst: „er habe keinen Menschen in der Welt, dem er übel wolle.“ Von Niemand hörte man ihn ungünstig reden. Daß dieses in seiner Gegenwart wider einen Verstorbenen geschehe, litt er

durchaus nicht. „Niemanden, erklärte er wiederholt, seie er Feind, er wünsche einzig, daß Jeder eines Bessern sich bedenke.“ Einst wurde erzählt, in einer Feldschlacht sei ein feindlicher General durch den Arm geschossen worden. Hiezu bemerkte ein Hofherr: der Soldat habe grob gefehlt, das Herz hätte er treffen sollen. Mit einigem Unwillen versetzte der Kaiser: „was ist das für ein Gewissen, seinem Nächsten ein so großes Uebel zu wünschen?“

Demjenigen, der Ferdinand um Schutz für Weib und Kind bat, wenn über dem Unternehmen, die Urheber des Unglücks aus dem Wege zu räumen, er selbst das Leben einbüßen sollte, ließ er zur Antwort geben: „Dieses wäre weder christlich noch kaiserlich. Nur offen und mit den Waffen wolle er seine gerechte Sache vertheidigen. Den Ausgang habe er jederzeit Gott befohlen, werde es fernerhin thun.“ Nur ein edler und hoher Character konnte bei Darlegung der meisterhaften Anordnungen, die sein Todfeind, der König von Schweden, vor der Schlacht auf dem Breitenfeld getroffen, mit Ruhe den Ausspruch thun: „er ist ein tapferer Fürst, ein erfahrenes Kriegshaupt, Mir ist nur leid, daß er eine schlechte Sache verficht.“

Begab es sich je, daß Ferdinand einen Diener hart anließ, so besorgte er alsbald, dem Betreffenden könnte seine Aeußerung empfindlich fallen. Deshalb bemühte er sich, freundliche Worte an denselben zu richten, gleichsam als wollte er ihn um Verzeihung bitten. Doch immer geschah dieses in einer Weise, welche der Majestät keinen Abbruch thun konnte. Eine einzige scharfe Bemerkung wird von ihm berichtet: Als sein Kämmerer, Rudolph von Paar, mit einigem Andrang zu etwas Unthunlichem ihn habe antreiben wollen, sei er in die Worte ausgebrochen: „Paar über eurem Ungestüm reißt Mir die Geduld.“

War Aufrichtigkeit und redliches Verfahren eine vorzügliche Eigenschaft des Kaisers, so verlangte er Beide auch von Andern. Ein vornehmer Hofmann erwirkte einst von ihm, da er noch Erzherzog war, ein Empfehlungsschreiben. Ein anderer Höfling, der es Jenem mißgönnte, ging, als von seinem Herrn beauftragt, den Canzler an, das Schreiben nicht auszufertigen. Den Canzler befremdete dieser ungewohnte Wankelmuth; er theilte den Vorfall seinem Herrn mit. „Demnach, rief dieser entrüstet dem Canzler zu, hat dieser Mensch Mich zu einem betrüglichen Fürsten machen wollen! Man möge Mir alles Beliebige nachreden, nur Dieses nicht. Vollführet, was Ich euch anbefohlen habe; dieser Mensch aber packe sich sogleich aus Meinem Dienst und von Meinem Hof. Weder an diesem noch an Mir sollen Betrug und Hinterlist gefunden werden."

Mit dieser angestrebten und erzielten *) Stimmung, Niemand übel zu wollen, stand Nachgiebigkeit und unermüdliche Friedfertigkeit in der engsten Beziehung. Von jener Sendung des böhmischen Landeshofmeisters Adam von Waldstein mit freundlichen Anträgen an die Rebellen in diesem Königreich, alsbald nach des Kaisers Mathias Ableben, bis zu der Instruction für Gesandte zu einem Congreß zu Cöln, bot Ferdinand während einer achtzehnjährigen Regierung seinen erbittertesten Gegnern, die in der grellsten Weise wider ihn sich vergangen, unablässig die Hand zur Versöhnung.

In dem heitersten Lichte tritt diese Friedfertigkeit

---

*) Angeboren ist sie nicht, denn von Natur aus ist der Mensch nicht zum Verzeihen geneigt; auch diese Tugend ist wie alle andern einzig Wirkung des Christenthums.

und Versöhnlichkeit Ferdinands an seinem Benehmen gegen Denjenigen hervor, der ihm in der frevelhaftesten und leichtfertigsten Weise sein schönstes Königreich entrissen hatte — den Kurfürsten von der Pfalz. Das Bild wird heller, in je gedrängteren Zügen wir dasselbe entwerfen. Kaum der Pfalzgraf Friedrich das bisher Unerhörte, nach einer fremden Krone zu greifen, sich erlaubt, ließ der Kaiser durch einen Gesandten ihm dasselbe abrathen. Schon im Märzen des Jahres 1620 trugen die Stände des niedersächsischen Kreises darauf an, gegen den Frevler die Reichsacht zu erkennen. In der Hoffnung, derselbe würde zur Besinnung zurückkehren, ließ der Kaiser den Rath unberücksichtigt. Kurz darauf trug sein Geheimer Rath auf das Gleiche an. Wieder wollte Ferdinand nicht dazu sich verstehen. Nach der Schlacht am Weißenberg mahnte er den Anmaßlichen abermals zur Verzichtleistung und ließ ihn durch die böhmischen Stände auffordern, seinem widerrechtlich angemaßten Titel zu entsagen. Der Pfalzgraf beharrte auf demselben und erst am 23. Januar 1622 erfolgte die wohlverdiente Achtserklärung. Aber auch nach dieser zeigte Ferdinand wiederholt zur Aussöhnung mit dem Pfälzer sich geneigt, hätte nicht dieser alle Anerbietungen jederzeit starrsinnig zurückgewiesen. Ihm und seiner Verblendung, nicht dem Kaiser, ist es beizumessen, daß eine Ausgleichung, mit welcher Beharrlichkeit sie dieser zu Stand zu bringen sich bemühte, niemals erzielt wurde. Anerkennung eines Fehltrittes vor dem leichtfertig beleidigten Oberherrn war gewiß die gelindeste Forderung. Mit der schnödesten Anmaßung wurde sie eben so beharrlich verweigert als angeboten. Nachdem der Pfälzer sein angemaßtes Königthum verlassen, stellte sich der landverwüstende Söldnerhäupt-

ling Mansfeld, als verfechte er dessen Sache. Mehr als einmal nahm dieser den Schein an, gegen das Zugeständniß unbemessener Forderungen dem Reichsoberhaupt sich unterwerfen zu wollen. Zu Herstellung des Friedens und um das deutsche Reich den schauerlichen Drangsalen durch den wilden Beutemacher zu entreißen, war der Kaiser bereit, dieselben zu gewähren. Jedesmal war es der Mann ohne Treue und ohne Rechtsgefühl, welcher die dargebotene Hand zurückzog. Aussöhnung mit dem schwer Beleidigten stand dem Scheusale Christian von Halberstadt mehr als einmal offen, hätte nicht derselbe freien Spielraum für sein entmenschtes Wüthen jeder Verzeihung vorgezogen. Nach diesen versuchte der tückisch angefallene Kaiser bei dem König von Dänemark durch längere Zeit das Aeußerste, um denselben von einer Schilderhebung gegen das Oberhaupt des Reichs, den niedersächsischen Kreis von dem Mitwirken bei dem Friedensbruch zurückzuhalten. Unter dem Vordringen des siegreichen Heeres bis an die äußerste Spitze von Jütland war es wieder der Kaiser, der in dem Frieden von Lübeck dem Dänenkönige solche Bedingnisse gewährte, die ihn nicht sollten fühlen lassen, daß er der Niedergeworfene, der Gnade des Siegers Anheimgefallene sei. Wie gerne hätte nicht Ferdinand die Stralsunder der unverantwortlichen Bedrängniß entrissen, mit welcher Wallenstein erfolglos die Stadt überschüttete? Wieder war es der Kaiser, der im Jahre 1630 der Hoffnung sich hingab, die Zerwürfnisse mit Frankreich wegen Mantua auf friedlichem Wege beigelegt zu sehen. Daß sie vereitelt wurde, ist Schuld des damaligen Staatslenkers in dem Reiche des allerchristlichsten Königs. Kaum der Schwede seinen Einbruch in Deutschland gewagt hatte, kam ihm der Kaiser mit dem Vor-

schlag einer gütlichen Verständigung entgegen. Daß derselbe, durch die vornehmsten Reichsglieder in seinem Vorhaben bestärkt, nicht hören wollte, können doch nur Geschichtsmacher der jetzigen Zeit Ferdinand zur Last legen. Wie bereitwillig nahm er nicht nach Gustav Adolphs Tod bei Lützen die Bemühungen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt um Herstellung des Friedens auf? Gleichzeitig benützte er die Anwesenheit des mailändischen Landpflegers Villani bei Wallenstein, um diesen an Verständigung mit den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg zu mahnen. Dem Kaiser und seinen Räthen lag so viel daran, daß dieselbe unter annehmbaren Bedingnissen zu Stande komme, daß Questenberg in das Hauptquartier des Herzogs von Friedland gesendet wurde, um diesen zu der eifrigsten Verwendung dafür aufzufordern. Auch den König von Polen ging Ferdinand um Friedensbemühung an. Als kurz zuvor während der Versammlung zu Heilbronn Christian von Dänemark seine Vermittlung anerbot, war es wieder der Kaiser, der seinem Anerbieten ohne Rückhalt entsprechen wollte. Ließ zwar sein Begriff von der Unantastbarkeit einer durch die höchste Gewalt angeordneten Maßregel Rücknahme des Restitutions-Edictes nicht zu, so war er doch zu dessen Suspension und Modification geneigt, sobald dieses den Frieden anbahnen konnte. Diesem wollte er selbst das Verlangen um Rückgabe geraubter Bisthümer opfern. Nach Ausgang des Conventes in Leipzig im April 1631, der bereits schwedischem Einfluß sich hingab und dessen Schlußnahmen mehr gegen das Reichsoberhaupt als zu dessen Gunsten zielten, ließ er dem Kurfürsten von Sachsen durch den Reichsrath eröffnen: seine in Regensbnrg getroffenen Anordnungen gäben den Beweis, daß er weit davon ent-

fernt sei, die Reichsstände durch sein Kriegsvolk zu belästigen. Ihre Uneinigkeiten unter sich seien Schuld an dem erfolglosen Ausgang der Reichstage. Tausendmal lieber verlöre er das Leben, als daß er die Nachrede wollte über sich kommen lassen, daß der erhabene Bau des Reiches, der durch acht Jahrhunderte für alle Völker ein Schrecken gewesen, durch seine Nachlässigkeit auseinander fallen sollte.

Daß Ferdinands Verlangen nach Frieden durch achtzehn Jahre immer das gleiche geblieben, zeigt sich am Ueberzeugendsten darin, daß bei den Unterhandlungen mit Sachsen, die am Ende zu dem Frieden von Prag führten, seine Anerbietungen und Zugeständisse durch den Sieg bei Nördlingen keinerlei Erschwerung erlitten; ebenso in der gefälligen Aufmerksamkeit, die er den Versuchen des Herzogs von Mecklenburg schenkte, den schwedischen Reichscanzler zur Verständigung zu stimmen. Alle Feindseligkeiten, die Frankreich seit Gustav Adolphs Tod theils verkappt, theils offenkundig, in wachsendem Maßstab gegen ihn und seine getreuen Bundesgenossen geübt, konnten ihn, unter Voraussetzung der Rückkehr einer katholischen Macht zu geziemendem Verfahren, nicht zum Bruch mit demselben bewegen. Es blieb dem Sohn vorbehalten, endlich das Manifest wider diesen Gegner zu erlassen. Und wer begrüßte das Bemühen des Oberhauptes der Kirche, einen Friedenscongreß zu Stande zu bringen, freudiger als Ferdinand? Wie er dabei nicht sich und seine Macht, einzig die Sicherstellung des deutschen Reiches in's Auge faßte, lehrt die Instruction, mit welche er seine Gesandten zu dem Congreß von Cöln ausstattete. Wo immer ein Schein auftauchte, dem Unheil des Krieges einen Damm zu setzen, wendete Ferdinand mit reinem Verlangen dem-

selben aufmerksame Geneigtheit zu. Dennoch mißt Kurzsichtigkeit oder übler Wille leichtfertige Verlängerung des Krieges ihm, nicht denjenigen bei, welche sich des offenen Bekenntnisses, diesen entschieden zu wollen, nicht gescheut haben.

Indeß läßt sich die Frage aufwerfen, ob nicht der seltene Verein so vieler sittlichen Vorzüge bei Ferdinand jene Thatkraft gelähmt habe, welche von dem Regenten mit allem Recht darf gefordert werden? Es kann Naturen geben, die mit hohen Tugenden den Hang verbinden, Andere nach sich selbst zu beurtheilen, bei anerborner Gutmüthigkeit unfähig sind, in den Abgrund der Verworfenheit hinabzuschauen, in welchem so Manche, deren Thun die Welt anstaunt, ihre verborgene Werkstätte angelegt haben. In diesem Falle dürfte sich Ferdinand befunden, dieses vornehmlich in seinem Verhalten gegen Wallenstein bewährt haben. Man thut Unrecht, wenn man auf dasselbe einen Vorwurf gegen den Kaiser begründet, ihn allzuweitgehender Schwäche zeiht. Eine durchgreifende Rechtfertigung des Kaisers in dieser Beziehung fiele denjenigen, die heutzutage hellen Blickes in das Treiben des Feldherrn hineinschauen (damals weniger möglich), freilich schwer. Aber gäbe es keine Entschuldigungsgründe? Sie sind in Ferdinands sittlichem Wesen zu suchen.

Neben so vielen Tugenden besaß er eine, die unter dem sogenannten Fortschritte unserer Tage immer mehr erlischt: diejenige der Dankbarkeit. Wie, wenn Ferdinand den ausgezeichneten Reiterdienst, welchen ihm der junge Wallenstein aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten in dem Kriege gegen die Venetianer geleistet, in unverblichenem Andenken behalten hätte? Wie, wenn es seiner Erinnerung unaustilgbar eingedrückt geblieben wäre, daß

Wallenstein einer der wenigen Edelleute gewesen seie, die im Beginn seiner Regierung unter dem aufrührerischen Treiben ihrer Standesgenossen mit treuer Entschlossenheit für seinen Landesherrn eingestanden seie? Wie, wenn der Kaiser ihm es hoch angerechnet hätte, daß er zu einer Zeit, in welcher er drei übermächtigen Feinden gleichsam wehrlos gegenüber gestanden, ihm (freilich ohne die angewendeten Mittel in Anschlag zu bringen) ein Heer geschaffen habe? Wie, wenn die glorreiche Waffenthat an der Brücke bei Dessau die Beurtheilung seines weiteren Benehmens zurückgedrängt hätte? Edeln Naturen ist es eigen, daß sie in dem Vertrauen, welches sie dem Verdienste einmal zugewendet, nicht leicht wankelmüthig werden. Wie hatte nicht der oberste Feldhauptmann in demselben sich zu festigen gewußt? Durch dieses von dem Kaiser beehrt zu werden, durften der Fürst von Eggenberg, in Staatsangelegenheiten so gewaltig wie der Herzog in der Kriegsführung, der Graf von Harrach, Wallensteins Schwiegervater, der Kriegsraths-Präsident von Collalto, der Freiherr Hermann von Questenberg vornehmlich sich rühmen. Sie Alle waren Freunde des obersten Feldhauptmanns, stets in des Kaisers Nähe, durch Jenes willens, durch Dieses fähig, bei allen Veranlassungen für denselben einzustehen. So bildeten sich um die Person des Kaisers zwei Parteien; die eine durch den Glanz des Feldherrn geblendet, durch Freundschaft zu ihm, vielleicht durch minder zulässige Mittel gewonnen, stets geneigt, denselben über Alles zu erheben; die andere mit freierem Blick in sein Treiben schauend, sein Thun würdigend. So stand der Kaiser zwischen Beiden in der Mitte, mehr Jenen, als erprobten Männern, das Ohr leihend, ohnedies mit unbedingtem Wohlwollen für seinen Heerführer

erfüllt. Ist dem Regenten ein Vorwurf daraus zu machen, wenn er aus einem solchen Zwiespalt der Räthe nicht immer das Richtige herauszufinden weiß? Es mag den spätern Zuschauer betrüben, die wohlbegründeten Beschwerden der treuen Reichsfürsten über das empörende Benehmen des allgewaltigen Herzogs gegen ihre Gebiete durch dessen und seiner Freunde Vorspiegelungen entkräftet zu sehen. Dennoch dürfte es ihm an Entschuldigungsgründen für den Kaiser nicht fehlen, und wäre es zuletzt nur dieser: das Herz habe über den Scharfblick das Uebergewicht sich angeeignet. Wer aber dem Gang jener Verhandlungen mit Aufmerksamkeit folgt, der muß die Ueberzeugung gewinnen, daß der Kaiser den redlichsten Willen bewährt habe, den Beschwerden abzuhelfen, Allen gerecht zu werden, an Verfügungen, um Solches in's Werk zu setzen, es nicht habe fehlen lassen, indeß seine Umgebung in Verbindung mit der ränkevollen Willkür seines unbeschränkt über die Waffenmacht gebietenden Feldhauptmanns Alles zu vereiteln gewußt habe. Die Weise, wie dem höchsten Herrn im Jahre 1630 endlich dessen Entlassung gleichsam mußte abgerungen werden, ist ein abermaliger Beweis, wie schwer es gehalten habe, das Vertrauen zu erschüttern, welches er einmal in einen so hochgestellten Mann gesetzt. Man könnte sagen, Ferdinands Redlichkeit seie der Verschlagenheit des Herzogs von Friedland nicht gewachsen gewesen.

Daß der Kaiser denselben bald nachher mit unbemessenern Vollmachten in seine vorige Stellung wieder eingesetzt, ist leicht zu rügen. Aber vergegenwärtige man sich die Sachlage nach der Schlacht bei Leipzig, die Gefahren, die von allen Seiten auf den beinahe wehrlosen Kaiser einstürmten, die allgemein waltende hohe Meinung

von dem Geschick und dem Glück des einzigen denkbaren Retters, so dürfte es dem schwer Bedrängten nicht verargt werden, wenn er durch eine so laut sprechende, dem eigenen Gefühl entgegenkommende öffentliche Meinung sich bestimmen ließ, seine Zukunft demjenigen anzuvertrauen, der von da an einzig sich selbst im Auge hatte und den hochbetrauten und mit den seltensten Befugnissen ausgestatteten Diener seines Oberherrn in dessen Feind auf Tod und Leben verwandelte. Konnte eine Persönlichkeit, wie Ferdinand die damalige Erklärung an Wallenstein: „nächst Gott und seiner Gebenedeieten Mutter ist Mein ganzes Vertrauen auf E. L. gestellt", so leicht vergessen, oder durch gewonnenen Argwohn leichten Sinnes Lügen strafen? Waren auch die Folgen der Schlacht bei Lützen ungünstig für die kaiserliche Sache, die Waffenthat selbst hatte des Kaisers Zuversicht zu seinem Feldherrn gefestigt, er ließ ihn durch Questenberg für seine Tapferkeit beloben, ihn seines Wohlgefallens versichern. Das letzte Jahr von Wallenstein's Walten führt uns ein Ringen des Kaisers zwischen schwer zu erschütterndem Vertrauen und dem Bemühen um klare Einsicht in des Feldherrn Benehmen vor Augen. Daher Schlik's Sendung in das Lager bei Schweidnitz und nach seiner Rückkehr wieder das Uebergewicht der unermüdlichen Freunde des Befehlshabers. Nach kurzer Zeit die Anzeigen des unverdächtigen Landoberjägermeisters Grafen von Wrzesowitz und wenige Wochen später das pomphafte Gerede über den Vorgang bei Steinau, abermals geeignet, den Kaiser wankend zu machen. Wie für Wallenstein die Durchführung seines Vorhabens am nächsten stand, suchte er noch seinen Oberherrn mit der Vorlegung der hohen Anerbie-

tungen zu blenden, die ihm durch die Protestanten für den Uebertritt zu ihnen gemacht würden.

Noch am 20. Februar soll er dem Kaiser und dem Fürsten Eggenberg Bericht über seine Friedensunterhandlungen zugesendet haben. Die Verfügung, in St. Stephans Dom das allerheiligste Sacrament auszustellen, berechtigt zu dem Schluß auf eine ernste Bewegung in des Kaisers Innerem. Vollends spiegelt sich in seinen Eröffnungen an den baierischen Abgeordneten Richel anschaulich Ferdinand's schwerer Kampf ab, ob er den Anschuldigungen gegen seinen Generalissimus vor den Lobpreisungen durch dessen Freunde das Uebergewicht einräumen solle? Dem Rufe bei der Anzeige des Endes desselben: „Ach mein Wallenstein!" ist wieder das Gepräge schwer zu überwindender Gutmüthigkeit aufgedrückt. Wir können den Kaiser bedauern, daß er den Widersprüchen, die ihn umschlangen, nicht sich entringen konnte; verurtheilen dürfen wir ihn nicht, auch nicht bei dem gerechten Wunsch, daß der klare Blick den Sieg über das Herz möchte davon getragen haben.

Diese Aufrichtigkeit ermahnte Vertraute, selbst fürstliche Personen, vernahm etwa der Kaiser, sie seien auf irrigem Wege begriffen. Gehe er deutsch und aufrichtig zu Werke, pflegte er zu sagen, dann nütze er den Seinigen. Es ist bemerkt worden, daß dergleichen Ermahnungen niemals üble Aufnahme fanden. Wie der alte Geschichtsschreiber jedem seiner nachfolgenden Genossen es zur Pflicht macht, durch Unwahres seine Darstellung nicht zu verunreinigen, ebenso wenig Wahres zu verschweigen, so hielt an dieser goldenen Regel auch der Kaiser fest. Jenes fand bei ihm keine Billigung, Dieses,

mochte es gern oder ungern vernommen werden, keinen Hehler.

Ferdinand's Seelengröße bewährte sich nicht minder durch seinen Gleichmuth. Trafen nach einander schlimme Nachrichten zusammen, so vernahm er sie alle mit gleicher Ruhe. „Dieses, sagte er, sind Uebungen in der Tugend des Starkmuthes." Liefen befriedigende Nachrichten ein, so bewährte er seine Freude höchstens durch eine veranstaltete Procession zum Danke gegen denjenigen, in welchem er den Urheber der erwünschten Wendung seiner Angelegenheiten verehrte. Es ist bekannt, daß er die Nachricht von dem Tode Gustav Adolph's mit den Worten vernahm: „Lasset uns in der Demuth verharren, in dieser die Sache Gott dem Herrn anempfehlen."

Es möchte leichter sein, bei tiefgreifenden Veranlassungen an dieser Tugend festzuhalten, als unter kleinen Unannehmlichkeiten des alltäglichen Lebens. Aber auch bei diesen hat Ferdinand dieselbe nicht verleugnet. Eines Abends, da schon das Nachtessen bereit stand, kehrte er von einem weiteren Ausfluge in die königliche Burg von Prag zurück. Er ließ sich die Sporen ablösen, die Stiefel ausziehen, da fehlten die Pantoffeln. Die Umstehenden zeigten sich ungehalten über den Bediensteten, der hiefür hätte sorgen sollen, es aber versäumte. Ganz ruhig sagte der Kaiser: „setzen wir uns zur Tafel, was bedarfs der Schuhe oder Pantoffeln, ist's doch nicht kalt."

Während den langjährigen Kriegszeiten unter seiner Regierung erschienen viele Flugschriften zu Herabwürdigung seiner Person, seiner Vorkehrungen und Verfügungen. Viele waren der Meinung, solche Literaten (die Benennung für derlei Volk war damals noch nicht erfunden) sollten ernstlich bestraft werden. Ferdinand

wollte weder den Schreibern der Flugschriften nachforschen, noch dieselben widerlegen lassen. Einst wurde ihm hinterbracht, Einer, der katholischen Glaubens sich rühme, von ihm Gnaden und Gaben empfangen, beabsichtige den Druck eines Schriftchens, worin seine Person schonungslos angegriffen werde. Ferdinand beschränkte sich darauf, den Druck des Büchleins zu verbieten. Einen Menschen, der in Wien die schändlichsten Lästerworte gegen ihn ausgestoßen, verurtheilte das Gericht zum Tode, vorher sollte ihm die Zunge ausgeschnitten werden. Der Kaiser strich dieses aus dem Urtheile aus, wollte auch nicht, daß in demselben der Lästerworte Erwähnung geschehe.

Ein dem Kaiser ergebener Fürst bemerkte einst einem der geheimen Räthe und dem Beichtvater des Kaisers, daß Keiner aus dem Hause Oesterreich den Kaiserthron ferner besteigen dürfte. Wie diese Rede dem Kaiser zu Ohren kam, bemerkte er: „Alle menschlichen Dinge haben ihr Ziel und ihr Ende; sie fangen an zu wachsen, nehmen dann wieder ab. Es möge sich begeben, daß das Kaiserthum des Hauses Oesterreich in seiner Person sein Ende finde. Sei es Gott so gefällig, so werde er es sich nicht leid sein lassen. Gott der Herr gebe nach seinem Wohlgefallen und Willen Kaiserthume und Königreiche jetzt dem Einen, dann dem Andern, könne sie nehmen, sobald es ihm gefällig seie. Der erste Rudolph sei von Gott zum Kaiserthume erhoben worden, zu einer Zeit da weder seine Macht, noch sein Reichthum denjenigen gleich gekommen wären, welche die Erzherzoge von Oesterreich jetziger Zeit besäßen.“ — Gewöhnlich hörte man den Kaiser sagen: „lasset uns das Unsrige thun, die Leitung dieser Dinge und unserer selbst Gott anheimstellen. Stimmen wir mit dem Willen Gottes überein, befleißen

wir uns den Himmel und die Seligkeit zu gewinnen. Gott wird schon den Sachen recht thun."

Dieser milden Gesinnungen kam die Milde der That gleich. Ferdinand's Grundsatz war: großen Fürsten gebührt es, reiche Wohlthaten zu gewähren. Es ist erstaunlich, mit welchen Gnadengaben er seine hervorragendsten Kriegshauptleute, seine bewährtesten Geschäftsmänner, außer diesen die kirchlichen Institute und Personen seiner Länder bedachte. Die umfangsreichen Confiscationen in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge, später nach der Vereitlung der wallensteinischen Entwürfe hätten reiche Mittel geboten, wären sie zweckmäßig und redlich verwendet worden. Aber die unbegrenzte Zudringlichkeit vornehmlich der Kriegsobersten vereitelte dieses. Außerdem blieb es nicht unbemerkt, daß gewissenlose Personen durch allerlei Künste ungerechter Weise ihren Beutel spickten, bei der Confiscation Manche um ihr Eigenthum gebracht, oder aus dem Lande getrieben hätten, welchem der Kaiser, wäre es ihm nicht verborgen geblieben, niemals gleichgiltig würde zugesehen haben.

Bekannten die Einen: kein Kaiser je seie in Freigebigkeit Ferdinand gleichgekommen, so klagten Andere, er verschenke über seine Kräfte, mache Geistlichkeit und Orden reich, vergolde die Soldaten, überschütte seine Räthe mit Gnaden. Ein vornehmer Hofherr wünschte, der Kaiser möchte doch von zwei Hauptsünden, dem Geize und dem Zorne, etwas Weniges an sich haben; er seie gar zu sanftmüthig und allzu freigebig. Aber durch dergleichen Bemerkungen ließ sich Ferdinand nicht irre machen, sondern entgegnete mit dem Scherze: „nichts wäre ihm so erwünscht, als wenn in seinen Gebieten ein reiches Goldbergwerk entdeckt würde; nicht weil er Schätze

sammeln möchte, sondern damit er immer zur Hand hätte, was die Leute gerne von ihm haben wollten, er so gerne ihnen gewähren möchte."

Diese Neigung zum Spenden, Geben und Gewähren machten sich allerwärts die Armen zu Nutz. Bei des Kaisers Reisen, bei seinen Jagden, bei seinem Besuch der heiligen Gräber am Charfreitag, strömten sie aus weiten Kreisen herbei. Niemals wurde er darüber ungehalten, sondern spendete theils mit eigener Hand, theils durch einen der Begleiter reichliche Almosen. Der Meinung, diesen Zudrang abzuwehren, weil durch denselben leicht eine Seuche sich verbreiten könnte, stellte er den Grundsatz entgegen: „von einem Ort, an welchem Arme sich befinden, könne Gott nicht weit entfernt sein."

Nicht allein in reichen Geschenken an so viele hervorragende Männer bewährte Ferdinand sein mildes Handeln, sondern zugleich in warmer Theilnahme an den Begegnissen derjenigen, die in seiner Umgebung sich befanden. Erkrankte einer seiner Diener, unverzüglich ließ er sich um dessen Zustand erkundigen. Dem Antrag, einen solchen zu entlassen, weil er seiner nicht mehr bedürfe, entgegnete er: „Vielleicht aber bedarf er Meiner; vielleicht ist er arm." Er ließ mehrere Spitäler erbauen, verbesserte die Einkünfte von Andern. Auch der armen Christen in muselmannischer Gefangenschaft gedachte er und verordnete wiederkehrende Beiträge zu deren Erledigung. Mit dem Jahre 1628 bestimmte er jährlich 50,000 Gulden aus der böhmischen Kammer zu Befriedigung der verlassenen Hofdienerschaft seiner beiden Vorgänger in der Regierung, die bis dahin an Hilfslosigkeit bitter gelitten hatten.

Nicht minder konnten strebsame Jünglinge und ver-

diente Männer des Kaisers Milde rühmen. Er vernahm es gerne, wenn Sprößlinge des höchsten Adels geistiger Bildung oblagen. That sich einer derselben in einer Disputation hervor, oder wurde er zum Doctor befördert, so konnte es sich fügen, daß ihn der Kaiser öffentlich mit einer goldenen Kette beehrte. Bei Verleihung von Stellen räumte er jederzeit dem Wissen den Vorzug vor dem Alter ein. Um armen Jünglingen das Studiren zu erleichtern, stiftete er zu deren Aufnahme und Verpflegung in mehreren Landeshauptstädten Seminarien, gründete ein Convict zu Olmütz, um theils Studirende vom Adel, theils Solche aufzunehmen, die dem geistlichen Stande sich widmen wollten. Der Stiftung der Königin Elisabeth von Frankreich, Kaiser Maximilians II. Tochter, zur Erziehung von 10 Alumnen durch die Gesellschaft Jesu fügte er einen Jahresbeitrag von 300 fl. hinzu.

Begegnen wir Unterstützungen an Studirende binnen wenigen Jahren, so liegt die Vermuthung nahe, daß dergleichen öfters mögen bewilligt worden sein. So wurde im März 1630 ein Franz Andreas Bohus auf drei Jahre je mit 200 fl. „zu Fortsetzung seiner Studien“ auf das Dreißigstamt in Thurdo angewiesen. Zu gleichem Zweck konnte Johann Coretius, Einnehmer in Prag, einen ähnlichen Betrag für seinen ältesten Sohn beziehen. An ähnlicher Fürsorge für katholische Schotten und Irländer hinderten ihn die Zeitereignisse. In jeglicher Weise bewährte Ferdinand seine bisweilen ausgesprochene Ueberzeugung, daß er das Geld nicht höher achte als den Koth. Man hörte ihn sagen: „bedürfte er desselben nicht zu Belohnung Solcher, die um den Fürsten und das Land sich verdient machten, so würde er an Metall niemals denken.“

Hervorragende Gelehrte hatten ebenfalls kaiserlicher Berücksichtigung sich zu erfreuen. Zwei Vorgänge beweisen, daß der als blind fanatisch verschrieene Ferdinand bei anerkannten Verdiensten nicht nach dem Glaubensbekenntniß gefragt habe. Schon im Jahre 1614 befahl er dem Hofpfennigmeister in Grätz: „Herrn Megiser, Unseres Vaters gewesenem Historiographo, wegen seiner geleisteten Dienste und noch im Werk habenden labores 200 Thaler Ergötzlichkeit zukommen zu lassen.“ Und dieser Megiser gehörte nicht der katholischen Kirche an, erwies sich aber auch nicht feindselig gegen dieselbe. Erst in Ferdinands vierzehntem Regierungsjahre wurden die seit Rudolphs Zeit schwebenden Forderungen des Mathematikers Keppler zu Gunsten seiner Erben berichtigt. Kaum 14 Tage nach dem letzten Ansuchen derselben, erfolgte eine Verschreibung „für weiland Johann Keppler's Wittib und Erben für 12,694 fl., so sie wegen erstgedachten Kepplers gehaltenen Besoldung, Zimmer-Auszugs- und verwilligten Gnadengeldern an Capital und Zins rechtmäßig zu fordern haben.“

Bei fünfthalbjährigem Aufenthalt auf der Universität Ingolstadt, bei vielfachem Umgang mit den dortigen Professoren und unter mancherlei geistigen Uebungen mußte sich Ferdinand eine zureichende wissenschaftliche Bildung erworben haben und konnten ihm Bücher nicht als ein Material gelten, welches für den Regenten werthlos sei. Man hörte ihn bisweilen sagen: „lieber würde er des Lebens als des Lesens entrathen.“ Auf Reisen, bei Jagden befahl er immer, einige Bücher mitzunehmen, die er dann in gelegenen Stunden zur Hand nahm. Aber sein Lesen stand wie sein ganzes Denken, Wollen und Handeln in der engsten Verbindung mit seinem kirchlichen

Leben. Die wenige Zeit, die ihm für Bücher übrig blieb, war geistlichen Werken gewidmet. Die heilige Schrift las er mit höchster Ehrerbietung mehr als einmal durch, aber zugleich mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Ueberlegung! Eine Bemerkung an seinen Beichtvater setzt uns hierüber in's Klare. Der Kaiser war eben an dem Buche der Könige. „Er finde, sagte er, daß in der heiligen Schrift wenige Könige gelobt würden, viele derselben seien verkehrten Sinnes und böser Sitten gewesen." Der Beichtvater konnte dieses nicht in Abrede stellen, fügte vielmehr hinzu: „„Einige sind selbst nach preiswürdigen Thaten durch Hoffart zu Grunde gegangen, eine Gefahr, vor der selbst gottesfürchtige Könige nicht immer sicher sind."" Hierauf versetzte der Kaiser: „Ich hoffe, Gott werde Mich vor dieser Gefahr behüten. Sobald ich eine gute Nachricht vernehme, falle Ich auf die Kniee und danke Gott dafür, daß solches Sein und nicht Mein Werk sei."

Er bekannte dem Beichtvater, daß er die sieben Bände der Leben der Heiligen von Surius sechsmal durchgelesen habe. Allen Berichten über Verbreitung des Glaubens in Indien, China, Japan schenkte er die volleste Aufmerksamkeit. An den hohen Festen verlangte er von seinem Beichtvater ein Buch, welches je zu denselben in Beziehung stehe. Als in seinen letzten Jahren hierüber nichts Wichtiges erschien, sagte er: „nun so will Ich zu Meinem Vincentius Bruno und Ludwig da Ponte zurückkehren." Täglich las er noch ein Capitel, wenigstens einige Stellen aus der Nachahmung Christi.

Männer der Wissenschaft und wissenschaftlicher Unternehmungen wurden von Ferdinand begünstigt. Daß

die kaiserliche Bibliothek unter ihm Zuwachs erhielt, zeigen Paßbriefe, einmal für ein Faß, später für vier Fässer Bücher für dieselbe aus Frankfurt am Main. Raphael und Peter Corraduz, Vettern des verstorbenen Reichshofrathes und Vizecanzlers Rudolph von Corraduz, erhielten eine „Gnaden-Recompens" von 30,000 fl. doch unter der angesetzten Bedingung, die Bibliothek des Verstorbenen Sr. Maj. zu überlassen. Bibliothekar war der kaiserliche Leibarzt, Dr. Wilhelm Rechberger.

Unter den Fächern, auf welche Ferdinand zu Ingolstadt mit Vorliebe sich verlegte, und in welchen er vorzügliche Kenntnisse sich erworben, stand die Mathematik obenan. Daher finden wir unter den bei dem Hof angestellten Gelehrten einen Mathematicus, dessen Stelle nach dem Abgange des Dr. Wilhelm Anagetta freilich zur Zeit von Ferdinands Ableben nicht wieder besetzt war. Gleichfalls fand in Ferdinand, wie einst in seinem Vater, die Geschichtschreibung einen Gönner. Er verordnete dem Paulo Pozino, „als zu Beschreibung dieser Jahre herfürgelaufenen Geschichten Deputirtem" jeweils 350 fl. zu geben. Neben ihm genoß der Historiograph Sebastian Fortiguerra besondere Gunst. Während der böhmische Canzler auf einen Monatsgehalt von 180 Gulden angewiesen war, bezog Jener 250 Gulden. Verdankte er vielleicht dieses einem Empfehlungsschreiben des Herzogs von Friedland, daß er jederzeit treu und fleißig sich erwiesen habe? Doch ist von diesem Fleiß nichts auf die Nachwelt gekommen. Die Gelehrtengeschichte kennt den Namen Fortiguerra nicht. Daß er aber bei dem Kaiser in besonderer Gunst stand, ist dem zu entnehmen, daß er ihm den Hof Pachorciz in Mähren zu bewohnen, nachher

selbst erblich einräumte. Ihm folgte, doch unter minder günstigen Bedingungen, Philipp Caroli, den wir ebenfalls nicht mehr kennen. Diesem war die Angabe, was er als Jahresbesoldung anspreche, überlassen, das Verlangen nach einem Anzugsgeld wurde jedoch nicht gutgeheissen. Wie er aber im folgenden Jahr um Bezahlung einkam, erhielt der Hofzahlmeister Anweisung, ihm dieselbe unverweigerlich erfolgen zu lassen, „damit er seinen Studien desto fleißiger und beharrlich obliegen möge.“ Dem Professor der Theologie in Wien, Balthasar Corderus, wurden auf fünf Jahre je 150 fl. zur Fertigung etlicher, in seiner Vaterstadt Antwerpen im Druck habender Bücher angewiesen.

Unsere Kenntniß von dem, was Ferdinand für die Künste gethan, beschränkt sich auf eine Verfügung, Bilder, welche J. M. aus den Niederlanden verschrieben habe, mauthfrei durchpassiren zu lassen. Der alte Spruch: unter den Waffen feiern die Musen, läßt sich auf die Künste vornehmlich anwenden.

Erfüllung des göttlichen Gebotes: ehre Vater und Mutter, galt zu jenen Zeiten nicht nur als Gepräge eines wahren Christen, selbst eines achtungswerthen Menschen. Wie hätte Kaiser Ferdinand dasselbe können unberücksichtigt lassen? Bei Berathschlagung wichtiger Dinge richtete er sich immer nach seinem Vater. „Ich bin dieses, pflegte er zu sagen, der Verehrung Meines frommen und hochverständigen Vaters schuldig.“ Welche wahre Ehrerbietung er seiner Mutter gezollt, welch' unbedingtes Vertrauen in ihren höchst verständigen Rath noch als regierender Herr er gesetzt, ist in des Verfassers Leben der Ezherzogin Maria überzeugend nachgewiesen.

Seinen Geschwistern blieb er stets von Herzen

zugethan; waren sie ja Kinder derselben geliebten Eltern. Wie erwünscht wäre es ihm nicht gewesen, wenn sein Vorschlag an die Brüder, wenigstens alle zwei Jahre einmal zusammen zu kommen, sich hätte verwirklichen lassen?

Auch Blutsverwandten räumte er Ansprüche auf seine Zuneigung ein. Es hat sich ein Trostschreiben an seine Neffen und Nichten in Polen wegen des Hinscheids ihres Vaters, des Königs Sigismund erhalten, worin er sie versichert, was sie von ihm als Oheim wünschen könnten, dazu sei er bereit. Durch seine Verwendung gelangte von ihnen der Prinz Alexander an den reich ausgestatteten Bischofssitz von Breslau.

Derselben Liebe, wie die Eltern, hatten seine beiden Gemahlinen sich zu erfreuen. Seine Anhänglichkeit an die erste, obwohl sie nicht schön war, auch einige Jahre mehr zählte als er, war eine herzliche bis zu ihrem Ende. Nach diesem ließ er täglich eine heilige Messe für sie lesen. Die zweite Gemahlin, Eleonore aus dem Hause der Herzoge von Mantua, wird schönen Wuchses und ausgezeichneter Schönheit geschildert. Sie war verständig, freigebig, voll Erbarmen und Milde, fromm. Der Kaiser schenkte ihr mehrere Herrschaften in Unterösterreich, auch das Landhaus Favoritenhof genannt. Mit dem Gemahl hatte sie ein Herz, einen Sinn und Willen. Aus Liebe zu ihm nahm sie selbst an seinen Jagden Theil, obwohl sie, in einem Kloster erzogen, darin anfangs keine Uebung haben konnte. Aber in Geschäfte mischte sie sich nicht. Der Kaiser hegte solche Liebe zu ihr, daß er jedesmal bei eintretendem Unwohlsein derselben durch die Orden, durch Weltgeistliche und Arme für sie beten ließ. Oefters bezeugte er, ihrer Obsorge habe er nächst Gott die Erhal-

tung des Lebens zu verdanken; denn in solchen Fällen bewährte sie sich wie die geringste Dienstperson. Kinder schenkte sie dem Kaiser keine. Ihr Verhältniß zu den Kindern erster Ehe war kein anderes, als wenn diese ihre leiblichen Kinder gewesen wären. Sie überlebte den Gemahl um 19 Jahre und starb am 27. Juni 1655. Ferdinand mag ihren Wünschen immer bereitwillig entsprochen haben. Wir finden, daß er niederländische Tapeziererein, nicht lange vorher aus Berchtesgaden 600 Kübel, um Fruchtbäume einzusetzen, und 1000 Stecken, um diese anzubinden, für sie habe kommen lassen. Eleonore muß demnach eine Pflegerin ausländischer Gewächse gewesen sein, damals noch selten vorkommend.

Nach diesem werden wir nicht zu fragen haben, ob Ferdinand ein liebender, ein fürsorglicher Vater seiner Kinder gewesen sei? Sie galten ihm als Geschenke Gottes, welcher Macht habe, zu geben und zu nehmen. Als er die beiden Erstgebornen bald nach der Taufe verlor, hörte man von dem Vater keine Klagen, wohl aber die Worte: „Mir ist genug, daß durch die Geburt und das Ableben Meiner Kinder die Zahl derjenigen ist vermehrt worden, aus deren Mund das Lob Gottes im Himmel ertönt."

Welche Freude mag er nicht empfunden haben, als ihn nach der Rückkehr von der Krönung zu Frankfurt nach Grätz der vierzehnjährige Erbprinz Johann Carl mit einer lateinischen Anrede begrüßte! Welcher Schmerz, als ihm derselbe wenige Wochen später durch den Tod entrissen wurde!

Vier Kinder überlebten den Kaiser.

1. Sein Nachfolger Ferdinand III., geboren den 13. Juli 1608.
2. Die Erzherzogin Maria Anna, geboren den 13. Januar 1610; am 15. Juli 1635 mit dem Kurfürfürsten Maximilian von Bayern vermählt.
3. Die Erzherzogin Cäcilia Renata, geb. den 16. Juli 1611; ein halbes Jahr nach des Vaters Tod, den 9. August 1637, Gemahlin des Königs Wladislaus von Polen geworden.
4. Erzherzog Leopold Wilhelm, geboren den 6. Januar 1614; 1662 im 49sten Jahre seines Alters, fünf Jahre nach dem Tode seines Bruders, Kaisers Ferdinand III., gestorben.

Weil der Kaiser seine Ausbildung den Vätern der Gesellschaft Jesu verdankte, wollte er, daß von ihnen auch die Söhne unterrichtet würden. Zum Hofmeister des künftigen Nachfolgers setzte er unter allgemeinem Beifall den Grafen Christoph Sigmund von Thun, der als Ritter des Malteserordens mehrere Kriegsfahrten gegen die Türken bestanden hatte.

Von Gestalt war der Sohn größer als der Vater, wohlgebildet, ritterlichen Wesens. Er hatte schwarze Haare, mahnte in der äußeren Erscheinung an seinen Oheim, den Kurfürsten Maximilian von Bayern. Mit beginnendem achtzehnten Jahre konnte der Erzherzog in Gegenwart des Kaisers und der geheimen Räthe mit zwei Mitschülern, einem Grafen Trautson und einem ungarischen Freiherrn Zirbot, in eine Disputation über juridische, geographische und historische Sätze eintreten. In ritterlichen Spielen nahm er es mit allen Altersgenossen auf. Während des Vaters Aufenthalt zu Regensburg im Jahre 1630 fehlte

er bei keinem Ringel- bei keinem Quintana-Rennen. In diesem Jahr gewährte ihm der Vater die Bitte, einige deutsche Städte, wie Nürnberg Augsburg, München und seinen Oheim in Innsbruck zu besuchen. Da begab es sich eines Tages, daß der König bei einer Gemsenjagd von einem Felsen mit kleinen Stücken nach den Thieren schoß, die Kugel, von dem Felsen zurückprallend, in seiner Tasche ein silbernes Schreibtäfelchen entzweischlug, hiedurch aber Verletzung abgewendet wurde. Erzherzog Leopold gestand im ersten Augenblick: in seinem ganzen Leben sei er durch nichts in solche Bestürzung gerathen. Des Thronfolgers Kenntnisse in Mathematik, Kriegsbaukunst und militärischem Wissen wurden gerühmt. Im Rathe sei er vorsichtig und klug, wird von ihm bezeugt; sowie, daß er ernsthaft und schweigsam sei. In Allem Maß und Ziel, war sein Wahlspruch. Er sprach geläufig latein, deutsch, italienisch, spanisch, hinreichend böhmisch und französisch. Für die Rede, womit er die Krönung als ungarischer König verdankte, umarmte ihn der Vater unter Freudenthränen auf offenem Landtag. Wie er als oberster Kriegsbefehlshaber sich bewährt, wird in der Geschichte seines Vaters einläßlich dargestellt. Seine Thätigkeit kam derjenigen des Vaters gleich. Es wird gesagt, daß er alle eingegangenen Berichte, sogar chiffrirte, selbst gelesen habe. Man erwartete von ihm feste Entschlüsse. Gehorsam werde er entschiedener verlangen als der Vater. In der Neigung zu den Künsten bewährte er eine anerkennenswerthe Richtung großer Herren. Besonders scheint er der Tonkunst einige Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. „Gestern, schrieb er dem Bruder, habe ich etwas componirt." Hinsichtlich seiner Frömmigkeit machte er Gregors XV. Ausspruch zur Wahrheit: „wie sollten eines so Heiligen (Ferdinand II.)

Kinder nicht auf das allerbeste erzogen werden?" Der Vater fand sich berechtigt, ihm deshalb den Namen Pius (der Fromme) beizulegen.

Um ihm eine gewiße finanzielle Selbstständigkeit zu gewähren, übertrug ihm der Vater mit der Annäherung an sein vollendetes achtzehntes Jahr die schlesischen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. Zwei Jahre später ließ er ihn zum Könige von Böhmen krönen, womit er ihm zugleich die Regierung dieses Landes überließ.

Von dem zweiten Sohn, Leopold Wilhelm, entwirft der apostolische Nuntius bei dessen fünfzehntem Lebensjahre folgende Schilderung: „er ist kräftiger als sein Bruder, lebhaft, entschieden, trägt ein geistliches Kleid. Ob er geistlich bleiben wird, hängt davon ab, ob sein älterer Bruder Nachkommen erhält." Doch war jener acht Jahre später dessen noch nicht gewiß.

Dieser Sohn des Kaisers zeichnete sich frühzeitig durch Eifer in den Studien aus, berechtigte zu großen Erwartungen. Es hat sich ein Beglückwünschungsschreiben seines betagten Großvaters, des Herzogs Wilhelm von Bayern, zum Neujahr an ihn erhalten, worin er ihm sagt: „hab' auch sonders gerne vernommen, daß E. L. schon in der Grammatik studiren, dazu ich derselben viel Glück und Gedeihen wünsche." Weil er geistliches Gewand trug, wurde er von seinen Schwestern in dem vertrauten Verkehr das Pfäfflein genannt. Noch zählte er nicht zwei Jahre, als ihn das Domcapitel von Cöln, im gleichen Monat dasjenige von Straßburg, zum Mitglied aufnahm. In dem zwölften Jahre erhielt er die Coadjutorie von Passau. So bald sein Oheim Leopold diesem Bisthum, wie auch demjenigen von Straßburg entsagte, ward er dessen Nachfolger in Beiden. Fortan wurden, den Be-

strebungen großer Fürstenhäuser jener Zeit gemäß, noch während des Vaters Leben, die Bisthümer Halberstadt, das Großmeisterthum des deutschen Ordens, die fürstlichen Abteien Murbach und Lüders auf ihn gehäuft, die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen in Aussicht gestellt, in der Folge die reichen Bisthümer Breslau und Olmütz beigefügt, ohne daß er je die heiligen Weihen empfangen hätte. Noch ehe er im Besitz der letztgenannten geistlichen Stiftungen sich befand, sorgte der Vater dafür, daß er reiche Einkünfte bezog. Der Infantin Isabella flossen aus der Verlassenschaft ihres Gemahls, des Erzherzogs Albrecht, jährlich 72,000 Gulden aus den oberösterreichischen Salzwerken zu. Mit ihrem Hinschied gieng dieser Bezug auf den Erzherzog Leopold Wilhelm über. Des Vaters Liebe zu ihm stand derjenigen zu dem Erstgebornen nicht nach. Auch er war sein häufiger Begleiter auf Jagden. Mit seinem achtzehnten Jahre berief er ihn in seinen Geheimen Rath. Zweimal übertrug er ihm bei Abwesenheit die Regierung von Oesterreich und Ungarn. Wie er in der schwierigsten Zeit durch seinen Bruder den Oberbefehl über die Heere sich auftragen ließ, was er in dieser Stellung geleistet, davon spricht die Geschichte. Von seinem Kunstgeschmack giebt die kaiserliche Gemäldesammlung heutigen Tages noch ein glänzendes Zeugniß.

Nicht blos Schönheit, ebensowohl seltene Geistesgaben zeichneten die Erzherzogin Maria Anna aus. Bei Aufwartungen von Botschaftern legte sie große Urtheilskraft mit dem angenehmsten Benehmen an den Tag. Sie zeigte spanischen Ernst, ohne deutsche Gesinnung zu verleugnen. Obwohl sie italienisch trefflich verstand, sprach sie zu Gesandten doch nur deutsch durch einen Dolmetsch. Von dem Vater wurde sie zärtlich geliebt.

Ihre Schwester Cäcilia Renata kündigte deutsches Gepräge schon durch ihre blonden Haare an. Daß beide Erzherzoginen auch häuslichen Geschäften selbst an fremden Orten sich nicht entzogen, entnehmen wir den Worten eines Briefes der Maria Anna aus Regensburg an ihren Bruder Leopold. „Ich und die Frau Schwester machen gar viel ein aus Quitten und Citronen."

Es hat sich ein Brief der Kaiserin Eleonora an den jungen Erzherzog Leopold Wilhelm in deutscher Sprache erhalten, in dessen Schreibweise das Fremdländische nicht zu verkennen ist. Einem andern fügte Erzherzog Ferdinand scherzhaft bei „grüß dich Gott, du bucklichte Kröte: Ferdinand tuus frater." Wieder gab die Kaiserin dem jungen Sohn Nachricht von den Anschlägen aufrührerischer Bauern Böhmens im Jahre 1628 gegen ihren Gemahl und die ganze Familie. Dann, welche freie, freudige Hingebung der Töchter, mit Ehrerbietung verschmolzen an den Willen des Vaters! Cäcilia Renata klagt, daß sie nie vor die Königsburg hinaus dürfe. „Wenn ich aber gedenke, fügte sie bei, daß der liebe, goldene, auserwählte Kaiser es so will, so ergebe ich mich geduldig."

Gleiche gegenseitige Liebe unter den Geschwistern. Der Aelteste unterrichtete auf der Reise nach Regensburg im Jahre 1630 seine Schwestern im Schießen. Die Erzherzogin Maria Anna berichtet darüber ihrem Bruder Leopold Wilhelm: sie habe gemeint, gefehlt zu haben. Welche Ueberraschung, da sie bei dem Vorweisen der Scheibe sich überzeugen konnte, daß sie 3 Schüsse in das Schwarze gethan habe! Bald darauf schrieb sie: „ich schieße überaus gern. Dieser Tage habe ich nur auf

50 Schritte aus freier Hand schießen müssen, bloß drei Finger vom Schwarzen getroffen." Die reinste, geschwisterliche Liebe waltete zwischen den beiden Erzherzoginnen und dem jüngeren Bruder. Bei längerem Verweilen zu Prag seit dem Herbst 1628 meint Maria Anna, daß sie denselben seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; blos seinetwegen wünschte sie sich nach Wien zurück. Es entsteht sogar ein Wettstreit über die Liebe zu ihm. Cäcilia Renata glaubte den Bruder noch lieber zu haben als die Frau Schwester. Sie mahnt ihn, nicht immer mit eigener Hand ihr zu schreiben; wisse sie nur, daß er bisweilen an sie denke, so seie sie schon zufrieden. Da sie nicht so glücklich seie, ihn zu sehen, solle er ihr wenigstens „sein Conterfet" schicken.

Wie anmuthig lautet nicht folgendes Briefchen an ihn aus Prag: „Ich befinde mich wohl, wenn es nur meinem lieben Pfäfflein *) auch so geht. O Gott, himmlischer Vater, mein auserwähltes Pfäfflein ist mir so lieb. Kommen doch Ewer Liebden bald heraus, sonst will ich auf der Ofengabel hineinfahren und E. L. bei Ihrem langen Rock herumzerren". Bald darauf bittet sie den Bruder um Verzeihung, „daß sie ihn so oft mit Briefen plage; aber die große Liebe zu ihm zwinge sie dazu." Im Jahre 1630 schreibt sie aus Preßburg: „Ich habe eine Krankheit, die heißt man Sehnsucht. So lang diese währt, kann ich nicht recht lustig sein. Ich hoff' aber, wir werden bald wieder heraufkommen; sehe ich dann Ewer Liebden wieder, wird meine Krankheit schon vergehen. Ich wäre gern hier, es ist gar lustig; wenn ich aber be-

*) Obwohl derselbe bereits den Bischofstitel von Straßburg und Passau trug, nannten ihn doch die Schwestern nicht anders.

denke, daß ich E. L. so bald nicht sehen werde, dann vergeht mir alle Lust zum Bleiben.“ Nach ein Paar Tagen heißt es: „Alle sagen, es sei lustig. Mir kommt es nicht so vor, weil ich E. L. nicht hier habe. Schwöre, daß ich kaum die Zeit erwarten kann, daß ich E. L. wieder sehe. Ich muß noch zwölf Tage warten, sie kommen mir vor wie zwölf Jahre.“ Von der Reise nach Regensburg im Jahre 1630 schreibt sie ihm aus Melk: „Könnte ich E. L. hieher zaubern, ich thät's sogleich.“

Aber nicht blos Ergüsse schwesterlicher Liebe gelangen an den Bruder, er erhält Bericht über Alles, was immer die Aufmerksamkeit der Erzherzoginnen auf sich zieht. So schreibt die Aeltere über Wallensteins Erhebung in den Fürstenstand: „Der Kaiser hat ihn Euer Liebden tractirt, aufzusetzen geheißen, welches er alsbald gethan; wir müssen uns vor ihm bücken, in Summa, man behandelt ihn wie einen regierenden Reichsfürsten“. Von den bevorstehenden Krönungen des Bruders und der Kaiserin schreibt Cäcilia Renata; „Auch der Herzog Julius Friedrich von Würtemberg wird kommen, eben derjenige, der schon einmal hier gewesen und in der Favorita, wie er voll war, neben mir gesessen ist. Ich hoff' zu Gott, er komm' bei dem Essen wieder zu mir. Denn Euer Liebden wissen, wie mir bei den vollen Mannen ist.“ Ihre Schwester schrieb von dem Fluchen dieses Herzogs. Dann sagt sie: „Er ist, wie der Markgraf von Durlach, ein rechter Diltap *). Am 29. April theilt die Erzherzogin Maria Anna dem Bruder mit, daß der unlängst gekrönte König von Böhmen die Blattern habe, und daß sie Tags zuvor mit der Procession nach dem Weißenberg gegangen seie,

*) Ein Tölpel, läppischer Mensch.

um den ersten Stein zur Kirche Unser Lieben Frauen vom Siege zu legen, „gerade an dem Ort, wo die Victori ist gewesen“. Aus Veranlassung eines überschickten Bandes klagt die andere Schwester: „In der hochgelobten Stadt Prag kann man gar nichts bekommen“. Im Frühjahr 1630 schreibt sie ihm aus Preßburg: „Das grüne Wagerl hat allezeit den Dienst, denn unsere Roß sind noch nicht hier, was mich schmerzen thut“. Dieses ist das „gebenedeite Wägelein“, welches die Erzherzoginnen auch in Prag, „leider nur gar zu oft brauchen mußten“, indeß sie lieber geritten wären.

Anmuthig sind die Mittheilungen Beider über den Kurfürsten von Bayern: „Euer Liebden wissen, schreibt Maria Anna, wie übel man bei uns Allen den Kurfürsten von Bayern beschrieben hat, als lache er nie und sehe böse aus. Dem ist nicht so. Wenn er bei uns ist, so lacht er immer und Jedermann verwundert sich, daß er so lustig ist“ Sie konnte damals nicht daran denken, daß er noch ihr Gemahl werden würde. Cäcilia Renata berichtet: Derselbe seie ihr Vater, er habe sie so lieb als der Kaiser. Dieser aber sage: „Ja, wie ein Freund, aber nicht wie Ich.“ Das, fügt sie bei, freue sie noch mehr. Sie finde den Kurfürsten ganz das Widerspiel von dem, wie man ihn verschrieen habe. „Euer Liebden können nicht glauben, was er für ein lieber, herziger Mann ist. Ich habe denselben um so viel lieber, weil ich sehe, daß er Euer Liebden so lieb hat“. Mit Unlust sieht sie einem Gastmal entgegen, welches der Kaiser an seinem Geburtstage den Kurfürsten zu geben beabsichtigt. „Ich fürchte, sie werden sich voll saufen“. Hernach berichtet sie, sie seie dem Kurfürsten von Cöln gegenüber gesessen. In ihrer jungfräulichen Zurückgezogenheit bekennt sie: „Sie

habe sich unendlich geschämt;" denn so oft sie die Augen aufgeschlagen, habe sie ihm in's Gesicht schauen müssen. Der von Bayern habe etwas weiter oben seinen Platz gehabt und auf der Tafel seie ein Schauessen gestanden, so daß sie ihm nicht gerade in's Gesicht gesehen habe. Maria Anna berichtet: „Sie seie zwischen den zwei Pfaffen", den Kurfürsten von Mainz und Trier gesessen.

Die Hofhaltung des Kaisers war einfach. Die Ausgaben für dieselbe betrugen im Jahre 1625 hunderttausend Gulden weniger als in dem Jahre 1602 unter dem unverheiratheten Kaiser Rudolph, ungeachtet jetzt eine Kaiserin und zwei Erzherzoginnen in derselben inbegriffen waren. Die bedeutendste Ausgabe mag auf die Stallungen gegangen sein, in denen 600 Pferde gehalten wurden; 40 Sechsgespanne, 40 Reitpferde und 50 für des Kaisers Person, eben so viele für die Hofherren und Pagen. Um die Stallungen zu erweitern, kaufte der Kaiser bald nach seinem Regierungsantritt einige Häuser und befahl der Hofkammer, dieselben zu dieser Bestimmung förderlich einzurichten.

Daß die Tafel nicht kostbar seie besetzt gewesen, ist schon früher erwähnt worden. Niemals klagte der Kaiser über minder gute Bereitung der Speisen. Den Gemächern dienten zur Ausstattung gewöhnlich längst gebrauchte Tapeten, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten wurde Werthvolleres zur Schau gestellt. Doch verschrieb Ferdinand auf die Vermählung des Sohnes belgische Linnen und flandrische Tapeten, diese mit vorangesendeter Zeichnung, damit er auswählen könne. In den Rechnungen kommt noch jährlich eine Ausgabe von etwa 30 fl. für Kienholz zur Beleuchtung in der kaiserlichen Burg vor; vermuthlich in abgelegenen Theilen derselben,

denn sonst bestand eine eigene Lichtkammer, und wurden die Ausgaben für Licht alljährlich vorgeschrieben. Von Wohlgerüchen war Ferdinand kein Freund. Kam er irgend wohin auf dem Lande als Gast und es wurde ihm zu Ehren kostbarer Rauch gemacht, ließ er alsbald Thüren und Fenster aufsperren, um denselben zu vertreiben. „Solches“, sagte er, „ist nicht nothwendig. Ich setze keinen Werth auf Wohlgerüche, auch übler Geruch ist mir nicht besonders zuwider.“

Wie geordnet in dem Leben des kaiserlichen Hofes das Jahr verlief, an festlichen Tagen fehlte es doch nicht. Für dergleichen sorgte besonders die Kaiserin. Da wurde gewöhnlich für die damals noch beschränkte Dauer der Fastnacht eine sogenannte Wirthschaft abgehalten, wurden adeliche Herren und Frauenzimmer eingeladen, um in dem großen Saal der Burg nach Belieben gekleidet zu erscheinen. Dann kamen verschiedene Arten von Tänzen vor. Mit Vergnügen sah der Kaiser dieser Lustbarkeit zu. Ebenso den Rennen, in sinnreicher Anordnung und mit nicht geringem Aufwande für die Ausrüstung von dem König von Ungarn veranstaltet. Eine Zwergenhochzeit an dem kaiserlichen Hof, zu welcher alle Personen von auffallend kleiner Gestalt berufen wurden, lag im Geschmack jener Zeit. Besonders glänzende Festlichkeiten kamen an dem kaiserlichen Hof nicht öfters vor. Es war im Jahre 1635, daß die Königin von Ungarn wegen der siegreichen Rückkehr des Gemahls von dem Feldzug des Jahres 1634, dann wegen Abschluß des Prager Friedens eine solche veranstalte, wobei von Edeldamen ein Schauspiel mit angebrachter Maschinerie aufgeführt wurde. In eben diesem Jahre trat aller Glanz des kaiserlichen Hofes hervor, bei der Vermählung des Kurfürsten von Bayern,

der damals das sechzigste Altersjahr bereits überschritten hatte, mit seiner vierundzwanzigjährigen Nichte, Erzherzogin Maria Anna. Durch diese Verbindung wollte Maximilian den Kaiser und den König von Ungarn unlösbar an sich ketten, Nachkommenschaft, die ihm bisher mangelte, gewinnen; der Kaiser gedachte, dadurch den Bund mit seinem Schwager zu festigen, französischen Vorspiegelungen entgegenzuwirken. Doch fehlte es auch nicht an Solchen, welche besorgten, die Früchte dieser Verbindung könnten einst für das Haus Oesterreich einen bittern Geschmack gewinnen. Lassen wir dieses. Halten wir uns an die Festlichkeiten. Der Kaiser fuhr dem Bräutigam, der die Donau herab kam, mit 125 sechsspännigen Wagen nach Nußdorf entgegen. Bei dem Festmahl saß der Kaiser mit seiner Gemahlin unter einem Baldachin. Einzig neun, insgesammt hochfürstliche Personen, nahmen an dem Mahl Theil. Jagden, Turniere und ein glänzender Ritterschlag zum goldenen Vließ verherrlichten den Aufenthalt der Neuvermählten.

Möglich, daß die jüngern Glieder des Hofes Festlichkeiten geneigter waren als der ältere und ernstere Kaiser. So wurde durch Veranstaltung der Königin von Ungarn und des Cardinals Dietrichstein, zur Zeit als der Kaiser in Regensburg sich befand, am 18. August 1636 der Geburtstag ihres Gemahls als Fest des Hofes und für das Volk gefeiert. Wir berühren dasselbe näher als Beitrag zu den Gewohnheiten jener Zeit. Nach dem durch den Cardinal gesungenen Pontifikalamt und der Hoftafel, erschienen die Fleischhacker der Stadt Wien in stattlichem Aufzug zu Pferd mit Pauken und Trompeten. Knechte derselben führten eine Ochsenhaut mit sich, von welcher die Leute, die ihnen begegneten, in die Höhe ge-

schnellt wurden. Dann kam ein Wagen mit einer schwäbischen Bauernhochzeit, von schwäbischen Tänzen begleitet. Unterdessen vereinigten sich 37 Damen mit einigen der vornehmsten Herren zu einem reichen Gastmahl, welches der Cardinal veranstaltet hatte. Der erste Gang bestand aus lauter Schauessen, in deren Innerem lebendige Thiere sich befanden. Wie man die Deckel abhub, flogen unter schallendem Gelächter der Gäste allerlei Vögel heraus, sprangen Lämmchen, Kaninchen und Hasen auf dem Tische herum, Frauenzimmern sogar auf die Köpfe. Dem Gastmal folgte ein Aufzug, bei welchem einundzwanzig walachische Paare in neuen Kleidungen Nationaltänze aufführten. Zur Belustigung des Volkes warf der Cardinal kleine Silbermünzen unter dasselbe aus. Es waren Kletterbäume mit angehängtem Geflügel, nebst Hüten und Bändern aufgerichtet; ein Faß Wein wurde Preis gegeben. Nachdem sie diesen Belustigungen zugesehen, zogen die hohen Herrschaften nach dem großen Saal in der Burg, wo auf einer Bühne eine Unterredung Charons mit einer Seele in italienischer Sprache, dann ein Tanz dreier Hirtenpaare aufgeführt wurde. Und ist dieser Tag in Fröhlichkeit passirt worden, heißt es am Schlusse des Berichtes.

Ergötzlichkeiten wies der Kaiser nicht von sich. In früheren Jahren war er ein Freund des Ringelrennens und solcher Vergnügungen, welche körperliche Gewandtheit und Ausdauer erheischen. Der Graf Georg Ruprecht von Herberstein war sein Lehrmeister in ritterlichen Spielen. Später fand er Vergnügen am Kartenspiel. Zu diesem begab er sich manchmal mit der Kaiserin zu dem Fürsten von Eggenberg, in dessen etwas entlegene Wohnung ein bedeckter Gang aus der kaiserlichen Burg führte.

Sonst mag er dasselbe seltener und einzig im Kreise der Seinigen sich erlaubt haben. Aus Kremsmünster schrieb der König von Ungarn von der Reise nach Regensburg im Jahre 1630: „an einzelnen Tagen haben wir Primera gespielt, doch nur geringes Geld wird eingesetzt. Mir scheint, dieses seie gut, damit wir, für den Fall, mit den Kurfürsten spielen zu müssen, doch einige Uebung gewinnen.“ Aus dieser Bemerkung erhellet hinreichend, daß das Kartenspielen am kaiserlichen Hofe nichts Gewöhnliches gewesen seie.

Theatralischen Vorstellungen wohnte Ferdinand gerne bei, aber die Schranken des Anständigen durften auch nicht von Ferne überschritten werden. Hielten etwa ausländische Comödianten um Erlaubniß an, Vorstellungen geben zu dürfen, so mußte ihnen jederzeit eröffnet werden: sie hätten vor einem Kaiser aufzutreten, der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit höher schätze als Alles. Blos Lachen erregende, vollends nicht ganz züchtige Stücke, waren ihm zuwider. Größeren Werth setzte er auf Vorstellungen aus dem Leben eines Heiligen oder eines ritterlichen Kampfes. In dergleichen Stücken traten vornehmlich Zöglinge der Gesellschaft Jesu auf. Diesen wohnte der Kaiser gerne bei. Dem Gegenstand entsprechende Stimmung und Gewandtheit sicherten dem Darstellenden leicht die Gnade, auf des Kaisers Kosten in ein Seminarium aufgenommen zu werden. Erinnerte er sich, daß Einer die Person eines Heiligen angemessen vertreten habe, so erhielt er vor andern Bewerbern um eine bessere Pfarre ohne Mühe den Vorzug. Doch stand damals das Comödiantenwesen, welchem man in unsern Tagen selbst ohne Rücksicht auf die Kosten immer mehr den obersten Rang in der Gesellschaft einzuräumen sich

bestrebt, noch auf einer ihm gebührenden Stufe. Bei dem Aufenthalt des Kaisers zu Prag im Jahr 1627 trat dort eine englische Bande auf. Die junge Erzherzogin Maria Anna fand sie abgeschmackt, den italienischen nicht zu vergleichen. Doch durfte sie täglich Vorstellungen geben mit Ausnahme der Freitage und Samstage und der Abende, auf welche eine große Vesper fiel.

Sein Hauptvergnügen fand der Kaiser in der Jagd, worin er es den Eltern gleich that. Der mütterlichen Liebhaberei für dieselbe ist eigens gedacht worden. Bis in ihr Todesjahr gab die Erzherzogin Maria derselben sich hin. Ferdinand folgte ihr hierin schon zu Ingolstadt, inwiefern es der höhere Zweck seines dortigen Weilens erlaubte.

Wie er in dem zweiten Monat nach seiner Heimkehr von dort drohender Lebensgefahr entrissen wurde, verdient, als bisher gänzlich unbekannt, hier um so mehr nachgetragen zu werden, weil eine thatsächliche Erinnerung daran bis in unsere Zeit hinab sich erhalten hat. — Es mag am St. Georgstag des Jahres 1595 geschehen sein, daß der 17jährige Erzherzog bei Spital am südlichen Fuße des Sömmerings, wo die Grenzen Oesterreichs und Steiermarks sich berühren, in einen stark angeschwollenen Wildbach (wahrscheinlich die Mürz) fiel und nahe daran war, unter die Räder eines Eisenwerks getrieben zu werden. In diesem Augenblicke warf sich ein rüstiger Mann, Namens Simon Wagner, in das Gewelle und riß den Gefährdeten glücklich heraus. Dankbar für dieses herzhafte Wagniß, wies der junge Fürst seinem Lebensretter einen Jahrgehalt von hundert Thalern zu, alljährlich am St. Georgstag (vermuthlich der Tag der Rettung) zu beziehen. Achtundvierzig Jahre später, im

Jahre 1643, kam der 107jährige Simon Wagner bei Kaiser Ferdinand III. darum ein, daß kraft mündlicher Zusage dieser Gnadengehalt auch auf seinen Sohn übergehen möchte. Der Sohn des Geretteten gewährte dem Sohne des Retters einen Jahrgehalt von 100 fl. Jenes Gesuch, welches „der allerunterthänigste Simon Wagner, 107jährige altersschwache Mann von Spital in Steiermark," seinem Landesherrn überreichte, findet sich noch in dem Archive der ehemaligen vereinigten Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern. Das hohe Erzhaus hat die Rettung seines erlauchten Stammvaters bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Simon Wagner's Nachkommen beziehen, wahrscheinlich gegenwärtig noch, jene alljährliche Gabe. Im Laufe der Zeit zogen sie sich aus Steiermark über die Grenze nach Oesterreich unter die Herrschaft Warten- und Grimmenstein. Aus Verhandlungen, die zwischen der Hofkammer und der vereinigten Hofkanzlei im Jahre 1825 gepflogen wurden, erhellet, daß drei Söhne eines am 6. März 1824 verstorbenen Simon Wagner, Franz, Josef und Peter, um fernere Zusicherung jenes Gehaltes einkamen, welche ihnen gegen Ende des Jahres 1825 durch Kaiser Franz gewährt wurde. Somit ist nicht zu zweifeln, daß die Genannten selbst oder deren Nachkommen diesen Gnadengehalt noch heutiges Tages beziehen.

Nicht allein die Gemahlin, so lange feste Gesundheit ihr es erlaubte, dann die beiden Erzherzoge, bisweilen auch die Töchter des Kaisers nahmen an seinen Jagden Theil. In der Aeußerung der jüngern Erzherzogin gegen ihren Bruder Leopold: „meine größte Freude ist, wenn ich schießen kann," dürfte ein Beweis liegen, daß sie nicht ungerne dazu sich habe auffordern lassen.

Doch geschah dieses, wie es scheint, nicht so oft, als den Schwestern willkommen gewesen wäre; denn die jüngere schreibt abermals an Leopold aus Wels: „immer sind Jagden und wir müssen daheim bleiben.“ Bald nachher begab es sich bei einer solchen zu Neuburg an der Donau, daß sich die Aeltere das Haar des Kopfes verbrannte. Launig schrieb sie darüber dem Bruder: „der Kurfürst von Bayern hat bedauert, daß ich das Haar verbrannt habe. Hab' ihm gesagt, schadet nichts, wird schon wieder wachsen, dachte aber: es ist gut, daß er nicht weiß, daß es eine Perrücke ist.“ Im Jahre 1630 konnte sie nicht ahnen, daß er nach fünf Jahren dieses würde inne werden.

In der Schilderung von des Kaisers Wesen und Charakter sagt Lamormain, er habe die Jagd und die Beize von Jugend an bis zu seinem Lebensende geliebt, und die Aerzte hätten dafür gehalten, daß diese Bewegung seiner Gesundheit höchst nothwendig seie. Dabei darf das Zeugniß eines Zeitgenossen nicht unberücksichtigt bleiben, daß er seine Jagden oft so angestellt habe, daß ein Anderer sie eher für einen ungelegenen Frohndienst angesehen hätte, da der Kaiser Kälte, Hitze, Regen und Schnee, auch früh Aufstehen und spät Niedergehen dabei nicht gescheut. Es verdient angemerkt zu werden, daß selbst zur Zeit, in welcher Scharfenbergs Verhaftung ganz Wien von Angst über Wallensteins Entwürfe durchdrungen hatte, der Kaiser mit wenigen Wachen, öfters mit unbedeutendem Gefolge, zu seiner Jagd auszog.

Von Ferdinands Aufenthalt zu Prag im Jahre 1628 schreibt die Erzherzogin Maria Anna ihrem Bruder Leopold: „der Kaiser ist wohl auf, fürcht' aber, er werde wieder krank werden, weil er selten auskommt, jetzt

nichts zu jagen hat. E. L. wissen wohl, daß, wenn J. M. nicht ausziehen, Sie übel auf sind."

Der Wildstand hatte zu dieser Zeit eine Höhe erreicht, die unbestreitbar dem Landbau nachtheilig sein mußte. Bei der Vermählung des Königs von Ungarn im Frühjahre 1631 fuhr der Hof zu einer Jagd, für welche 1500 Hirsche zusammengetrieben waren. Weil aber die Jagdzeit auf dieses Gewild noch nicht angebrochen war, ließ man die Hirsche auseinandergehen und begnügte sich mit Bären, Wölfen, Füchsen. Im Jahre nach des Vaters Tod erlegte Ferdinand III. an einem einzigen Tag unfern vom Kloster Neuburg 137 Wildschweine, darunter solche von fünf Centnern. Bei diesem Stande des Wildes konnte Wildschaden nicht vermieden werden. Doch durften in Beziehung auf solchen die Herren von Oesterreich unter ihren Standes- und Zeitgenossen das versöhnlichste Verfahren eingehalten haben. Wie Erzherzog Carl von Steiermark Ackersleute, die über Wildschaden klagten, nicht ungetröstet davon gehen ließ, so hielt es auch Kaiser Ferdinand. Lamormain berichtet: in den Forsten habe er, als säße er zu Gericht, Klagen der Bauern angehört, dieselben durch guten Bescheid erfreut, sie um den Schaden gefragt, den sie durch das Wild möchten gelitten haben, diesen oft reichlicher vergütet, als ihn der Betreffende selbst geschätzt. Das war im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts; wie hat es zwei Jahrhunderte später der erste König von Würtemberg gehalten? Allerdings, fügt Lamormain bei, habe es manche Klagen über Beschwerung der Unterthanen durch des Kaisers Jagdlust gegeben, man habe sie ihm aber verheimlicht, anbefohlene Abhilfe nicht immer vollzogen. Seie aber bei seinen Jagdfuhren einem Bauer Beschädigung durch ein

Wildschwein widerfahren, so habe der Kaiser denselben in die Stadt bringen, durch seine eigenen Wundärzte heilen, nach der Wiederherstellung ihn mit einem neuen Kleide und einer Geldentschädigung nach Hause ziehen lassen.

In das Jagdvergnügen des Kaisers mischte sich noch eine freundliche Fürsorge für Andere. Es konnte ihm nicht entgehen, daß an Fürstenhöfen Manche sich aufhielten, die durch Nichtsthun zum Bösen verleitet würden. Diese wollte er durch die Jagd von Ungeziemendem ableiten. Solches bekannte er selbst. Daß die Geschäfte durch die Jagd niemals litten, haben wir bereits angemerkt. Den Ertrag seiner Jagden ließ er stets unter die fremden Botschafter, an fürstliche Personen und an die Klöster vertheilen.

Nicht nur erstatteten sich der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen, dessen Wildfuhren berühmt waren, gegenseitig Bericht über ihre Jagdergebnisse, sondern Ferdinand machte hochgestellten Dienern, welchen er besondere Zuneigung bewährte, ebenfalls Mittheilungen über sein Waidmannsglück. Zu diesen scheint vornehmlich der Hofkriegsraths-Präsident, Graf Collalto, gehört zu haben. Einem Handbillet, welches Ferdinand vom Prater aus wegen Geschäften an denselben abgehen ließ, fügte er bei: „heut regnet es den ganzen Tag; dennoch bin ich auf die Pirsch gegangen und habe vom Pferde aus einen Zehnender und eine Bache erlegt; jetzt setze ich mich wieder in den Sattel.“ Am 7. September 1629 schrieb er ihm abermals: „jetzt lauft meine Hirschjagd zu Ende. Sie war ziemlich gut. Ich habe mehr als 60 Thiere (Hirsche), meist sehr gute, darunter eines von 627 Pfund, wie ich ein so großes niemals gesehen, geschossen.“ Am 17. Juni 1629 hatte er einem Handbriefchen an denselben

bezüglich öffentlicher Angelegenheiten beigefügt: „gestern habe ich auf der Jagd gar nichts ausrichten können; wir wollen sehen, wie es morgen gehen wird? Kommt Ihr mit Erlaubniß des Arztes als glücklicher und eifriger Jäger zu Uns, dann wird es gut ausfallen.“ Zwölf Tage später enthielt eine Antwort an den Grafen den Beisatz: „bis jetzt ist es mir mit den Hirschen schlecht gegangen, aber gestern habe ich einen Bären der kleineren Gattung, die man Ameisbär nennt, indeß die größeren Daßbären oder Schlagbären heißen, erlegt. Das Behagen war um so größer, da dieses der erste Bär ist, den Ich mit der Flinte getödtet habe. Ich nahm ihn bei 70 Schritten auf's Korn, und traf ihn so gut, daß er alsbald verendete. Vielleicht wird morgen der Erfolg mit den Hirschen sich wenden.“

Unter den Merkwürdigkeiten der k. k. Hofbibliothek werden zwei Schreibkalender von den Jahren 1624 und 1626 aufbewahrt. Jedem Tage des Jahres ist ein Quartblatt bestimmt, auf welches aber gar nichts Anderes, als das Jagdergebniß des Tages durch des Kaisers eigene Hand eingetragen ist. Manche Blätter sind unbeschrieben, entweder weil der Kaiser an den betreffenden Tagen der Jagd nicht oblag, oder das Aufzeichnen unterließ. Doch steht bei vielen Tagen oben eine Zahl, wahrscheinlich diejenige, der durch die Jagddienerschaft erlegten Stücke. In dem Kalender von 1624 kommt als erste Aufzeichnung vor: „in der Paizen bei dem Dieren (dürren) Fleckh 2 Schweine, 1 Pecker, 3 Pachen, 9 Frischlinge.“ Am 9. Januar folgt: „im Prater 2 Schweine, 2 Pecken, 7 Pachen, 8 Frischlinge.“ Am 13.: „zwischen Inzersdorf und Hemerstorf 2 Kraa.“ Bis zum 2. April sind die Blätter unbeschrieben. An diesem Tage kommen vor: 12 Hasen,

darunter mit meinen Hunden 7, und wie viele von den Hasen Ich geschossen. Bei den Hirschen wird das Gewicht oder die Zahl der Enden angegeben, auch wer die vornehmsten erlegt habe. Solche, die über 4, ja über 5 Centner gewogen, werden viele erwähnt, sogar einer von 569, einer von 575 und einer von 578 Pfund, den die Kaiserin geschossen hatte. Auch Schweine von 4 und mehr Centnern, über 4 Fuß hoch und bei 7 Fuß lang, kamen damals noch vor. Am 31. Juli heißt es: vom 26. bis zu Ende des Monats 140 Hirschen geschossen. Im September war täglich, oft vor und nach dem Mittagsmahle Jagd. Im Oktober begann der Lerchenfang. Am 8. November wird ein in der Hütteldorfer Gemeinde erlegtes Schwein angemerkt. Was würde aber die heutige Wienerwelt sagen, wenn sie eines Tages unter dem 29. November in einem Blatte zu lesen bekäme: „heut hat der Caspar im Prater sieben Wölfe erlegt." Wir lernen auch die vornehmsten Begleiter des Kaisers auf seinen Jagden kennen. Da kommen vor: Carl Teufel, Graf Trautmansdorf, Freiherr von Losenstein, Spinelli, einmal nur in diesem Jahre die Gemahlin, in andern jedoch erscheint sie mehrmals. In dem Kalender von 1626 heißt es bei dem 16. September: mein Gemahl und mein Sohn der König (Ferdinand III.) Jedwedes ein Stück Wild. Bisweilen wird das Maß eines Thieres angezeichnet. In einem späteren Kalender wird ein Vierundzwanzigender angemerkt, das Gestänge von einem Zwanzigender zu 25½ Pfund angegeben. Etwa heißt es auch: „wegen des bösen Wetters nichts." Am Ende findet sich die Gesammtzahl des im Laufe des Jahres erlegten Wildes, was nur auf die nächst um Wien gelegenen Jagdreviere sich beziehen kann. Da steht obenan: „Unterschrieben,"

(vermuthlich die durch die Jagddienerschaft erlegten Stücke Wildes aller Art) 12,634, dazu kommen unter dem Titel, gefangen und gebirst (wahrscheinlich durch den Kaiser selbst) 4292.

Einige andere Jagdalmanache, von minderem Umfange als die angeführten, werden in dem Hausarchive aufbewahrt. Ferdinands hineingeschriebener Wahlspruch: corona legitime certantibus läßt bezüglich desjenigen von 1629 keinen Zweifel zu. Auf dem inneren Deckel desselben ist ein Kreuz gezeichnet mit der Aufschrift J. N. R., ein kleineres daneben, außerdem ein Bild, den heiligen Emerich darstellend. Da finden wir unter dem 13. Januar aufgezeichnet: „im Prater bei der Kammerwiesen 4 Schweine, 3 Pecken (Pachen), 9 Strahl, 17 Frischlinge, 2 Füx. Am 17. Januar: im Prater 6 Stücke Wildenten gepirscht, ich 5, der König (Ferdinand III.) eine. Den 9. Februar: in der Wunderstorfer Aue in Laxenburg gefangen: ein Wolf, eine Wölfin." Von den Hirschen werden auch hier das Gewicht und genau die Stellen angegeben, wo sie gefällt wurden. Bisweilen heißt es: des Windes wegen nichts gepirscht, oder: wegen des Regens nichts richten können. Die Sonn- und Feiertage werden als Ruhetage genau angemerkt. In einem Kalender von 1632 heißt es im September: am 10. im Prater gepirscht, nachdem Ich 14 Tage wegen eines Katharrs und Fiebers zu Hause verbleiben mußte.

Bei der Vermählung des Kurfürsten von Bayern mit der Erzherzogin Maria Anna wurde auf einer Aue in der Donau eine Wasserjagd veranstaltet. Seinen 14-tägigen Aufenthalt in Linz bei der Reise nach Regensburg im Jahre 1636 benützte der Kaiser recht zur Jagdlust, indem er in dieser Zeit nicht weniger als 427 Hirschen

erlegte, deren Zahl durch das Schußgeld erhärtet wird, welches an die Forstwarte zu entrichten war.

Kaiser Ferdinand beschränkte seine Jagden auf die Reviere um Wien. Seine Thätigkeit hätte weitere Entfernung nicht gestattet. Nur wenn er, was selten der Fall war, in einem andern seiner Länder sich aufhielt, oder durch ein solches, wie Ober-Oesterreich, reiste, pflegte er auch dort des Jagdvergnügens. In diesen allen bemühte er sich ebenso wie in Unter-Oesterreich die Reviere auszudehnen, ihren Bestand zu wahren, Eingriffe in dieselben fern zu halten. Er ließ den Bischof von Freising wissen, wenn er die Herrschaft Enzersdorf (in Wiens Nähe) zu verkaufen gedenke, so solle er wenigstens den Wildbann davon trennen, „damit J. M. an dero Lust nichts benommen werde." Der Administrator von Passau und das dortige Dom-Capitel wurden darum angegangen, in einigen Wäldern von Wolkersdorf, die mitten in dem dortigen Wildbann lagen, das Jagdrecht bestandweise dem Kaiser zu überlassen. Abrundung und Ausdehnung der Jagdreviere wurde durch Ankäufe und Tauschverträge überall erzielt. Es liegt ein Bericht der niederösterreichischen Buchhalterei vor, über Unterhaltung und Verbesserung der Jagd. Im Jahre 1626 wurde die Anlegung zugespitzter Zäune zur Verhütung des Wildschadens, auch das Mitführen von Hunden in die kaiserlichen Reviere, zwei Jahre später alles Hetzen und Schießen in denselben, in dem Hasengehege zu Laa noch besonders, verboten.

Später erging ein Befehl, daß alle Eigenthümer von Wildbannen binnen sechs Wochen und drei Tagen über ihre Berechtigung sich auszuweisen hätten. Doch sollten hiedurch keinerlei Rechte gekränkt werden. Denn

nicht nur wurden genügende Belege anerkannt, sondern denjenigen, deren Beweise nicht so einleuchtend waren, eine weitere Frist eingeräumt; nur denjenigen, welche nichts Glaubwürdiges beibringen konnten, wurde die Befugniß „zur kaiserlichen Jagdlust eingezogen."

Auch Wolfsjagden kamen vor. Fahrzeuge zu solchen (wahrscheinlich im Prater unternommen) werden erwähnt. Ein Patent vom Jahre 1621 ordnete die Roboten bei den Wolfsjagden; denn Dienstleistungen sowohl zu Fuß als mit Rossen waren überall geboten. Zu Wasserjagden war bei Mannswerth ein Brückenwerk anzulegen. Anker- und Seilwerk dazu mußten nach Aspern befördert werden. Zu dieser Art Jagden verwahrte ferner die Jägerei unter ihrem Material Spitzplätten und Spitzzillen. In Laxenburg wurden Vogel- und Taubenfänge eingerichtet. In der jetzigen Vorstadt Erdberg stand ein kaiserliches Jägerhaus und die Vorstadt Hundsthurm hat ihren Namen von dem noch im vorigen Jahrhundert daselbst vorhandenen Hundezwinger bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Für das Wild in den Eberstorfer-Jagden waren wöchentlich 26 Metzen Gerste auf die Herrschaftsverwaltung angewiesen. Unter dem 29. Januar 1632 findet sich eine Anweisung auf 2000 fl. zum Ankaufe von allerlei Getreide für die Jägerei. Im Jahre 1630 wurden neue Sulzen hergerichtet mit einem Mehraufwande von 26 Metzen Salz und 360 Kernsteinen.

Ein reiches Jagdrevier, obwohl von dem Kaiser nur ein paarmal bei seinen Reisen nach Regensburg betreten, gewährte Ober-Oesterreich; dasselbe sollte so weit ausgedehnt bleiben als möglich. Schon im Jahre 1623 mußten alle dortigen Herrschaften ihre Wildbannsgerech-

tigkeiten, weil unter dem anarchischen Gebahren der adelichen Herren mancher Uebergriff mochte stattgefunden haben, urkundlich beweisen. Im Jahre 1627 erschien eine „Reißgejaids-Ordnung" für Oesterreich ob der Ems. Ihr zufolge durften dieser Art Jagd nur diejenigen obliegen, welche einen Edelmannssitz besaßen. Landleuten, welchen dieser abging, war nur Hetzen und Beizen zu rechter Zeit gestattet. Wer ein Gewerbe betrieb, durfte, wenn auch adelich, Beides nicht. Die Forsten um Garsten waren vornehmlich für Wildschweine bestimmt.

Das Land lohnenden Waidwerks ist noch heutzutage Böhmen. Der König besaß dort die ausgedehntesten und reichsten Jagdgehege. Der Kurfürst Maximilian von Bayern, des Schwagers Lust zu dem Waidwerk kennend, schrieb an denselben bald nach Böhmens Befreiung aus der Gewalt des eingedrungenen Pfalzgrafen, er habe Tilly besonders anempfohlen, darüber zu wachen, daß die Soldaten den Wildbännen, zumal demjenigen zu Brandeis, keinen Schaden zufügten; er hoffe, Buquoi werde gleiche Vorkehrung getroffen haben. Nach erfolgter Confiscation der Rebellengüter erklärte der Cardinal Dietrichstein, der Kaiser wolle die Forsten jener zunächst um Prag gelegenen Güter für sich behalten. Einige Jahre später erhielt die böhmische Kammer den Auftrag, Octavian Kinsky die Jagd auf seiner Herrschaft Chlumez alles Ernstes zu untersagen. In demselben Jahre 1627 verbot der böhmische Landtag das Fällen von rothem und schwarzem Hochwild; dieses sollte dem Kaiser als ausschließliches Recht vorbehalten bleiben.

Obgleich derselbe seit seinem Erwählungsjahre Inneröfterreich niemals mehr betrat, wurde das Jagdwesen in seinen besondersten Einzelnheiten auch dort im

Auge behalten. Eine Verordnung vom Jahre 1626, die Hofotternjagd betreffend, gibt dessen Zeugniß.

War es Ferdinand, der die Fasanen nach Böhmen brachte? Wenn dieses, so müßten sie dort schnell sich verbreitet haben, da wir sie nach wenigen Jahren auf den Gütern von Wallenstein und Trzka in ansehnlicher Zahl finden. Wenn aber jenes nicht, so hat er doch auf sie seine Aufmerksamkeit besonders gerichtet. Im Anfange des Jahres 1621 erging an den Oberstjägermeister in Böhmen die Weisung: er solle darauf sehen, wie Fasanen einzusetzen wären, auch anderes Geflügel zu Sr. Maj. Erlustigung zusammengebracht werde. Im folgenden Jahre wurden Fasanen aus den Niederlanden herbeigeschafft.

In der Handhabung des Feuergewehres war Kaiser Ferdinand sehr gewandt, ein vortrefflicher Schütze. Im Aufthun des Wildes, dann im Hetzen übertraf er die Mehrzahl seiner Begleiter. Das Schwein abzufangen, gewährte ihm besondere Freude. Sie setzt Muth und Körperkraft voraus.

Die Jagdbediensteten aller Grade in der Nähe des Kaisers beliefen sich auf anderthalb hundert Personen. Eine bedeutende Anzahl Anderer befand sich in den verschiedenen Ländern, in denen für die allfällige Ankunft des Kaisers Alles zum Waidwerk bereit sein mußte. Ueber jedes Land war ein eigener Oberstjägermeister bestellt. Der Kaiser, berichtet der Nuntius Carafa, rühmt sich des Besitzes von Hunden jeglicher Art, der seltensten Stoßvögel, die aufzutreiben seien. Er war stolz auf seine Hunde. Bei seiner Anwesenheit zu Regensburg im Jahre 1630 ließ er die Hündin Diana, der Erzherzogin Maria Anna gehörend, durch einen eigenen Courier von Wien herauf holen, um sie dem Kurfürsten von Cöln zu zeigen,

ihm eines ihrer Jungen zu schicken. Wallenstein kannte diese Liebhaberei seines Herrn, wenn er ihm nach Besetzung des Schlosses von Koburg im Jahre 1632 aus dem dortigen Hundezwinger eine auserlesene Meute zusandte. Es haben sich mehrere Erlasse erhalten, welche die Verabfolgung von Rüden-, Ketten- und Schäferhunden zur kaiserlichen Schweinsjagd anbefehlen. Zur Fütterung während der Zeit, in der sie nicht gebraucht wurden, scheinen sie reichen Klöstern zugewiesen worden zu sein. Wir finden wenigstens einen Befehl vom 6. Januar 1632, durch welchen dem Abt von Lilienfeld die Ernährung von 25 Rüden sammt Rüdenknecht aufgetragen wird.

Zu des Kaisers Vergnügungen, ebenfalls Erbgut der Eltern, gehörte ferner Liebe zu der Musik. Wir finden zwar nicht, daß er auf irgend eine Weise in eigener Person diese Kunst geübt habe, aber er war für dieselbe außerordentlich eingenommen und würdigte sie vornehmlich in ihrer hohen Beziehung zu dem Gottesdienst, und als Glanz einer vornehmen Hofhaltung. Deswegen gab er seine reich besetzte Hofcapelle gerne zu kirchlichen Festen, damit sie, heißt es, durch liebliche Stimmen und Instrumente diejenigen auf Erden ehre, deren himmlischer Glorie und Herrlichkeit er sich herzlich erfreue. Die Tonkünstler, pflegte er zu sagen, dienen dazu, Gott zu loben und auf anständige Weise den Geist zu erheitern.

Hofcapellmeister war Johann Valentini. Unter ihm standen 2 Organisten, 21 Meister verschiedener Instrumente, 7 Bassisten, ebenso viele Tenoristen, 5 Altisten und 4 Discantisten, 11 Trompeter, 12 Sängerknaben mit ihrem Lehrmeister. Die Zahl aller bei der kaiserlichen Capelle Angestellten überstieg diejenige von achtzig.

So oft der Kaiser in den Gemächern der Gemahlin das Nachtmal einnahm, was beinahe allabendlich geschah, mußte die Capelle sich hören lassen; auch nahm er den vorzüglicheren Theil derselben wenigstens bei der letzten Reise nach Regensburg mit sich, um die kirchlichen Feste bei der Wahl und Krönung des Sohnes zu verherrlichen. Die Trompeter, mit ihnen die Posaunen- und Zinkenbläser, hatten an Sonn- und Festtagen auf dem Burgplatz ihre Kunst vernehmen zu lassen. Der Aufwand für die Musik war nicht unbedeutend dadurch erhöht, daß der Kaiser vermöge seiner anerborenen Freigebigkeit mehr als einen Künstler mit Gnaden und Geschenken bedachte.

Die Stelle eines lustigen Rathes war noch nicht eingegangen und unter dem Hofpersonale werden zu dieser Zeit drei Hofnarren aufgeführt, doch ohne daß wir von ihren Einfällen und Schwänken etwas wüßten. Sie dürften aus vergangener Zeit ihre Stelle in dem Hofkalender gerettet haben.

Den Schluß dieser Schilderung mag ein Ueberblick bilden über die nächste Umgebung des Regenten und auf die wesentlichsten Organe, deren er sich bediente. Doch mehr als ein allgemeiner Umriß soll nicht erwartet werden.

Die Gestaltung des Hofes in jener Zeit war so ziemlich dieselbe, die sie noch heutzutage ist. Die vornehmste Stelle war, wie noch jetzt, diejenige des Obersthofmeisters. Bei des Kaisers Ableben bekleidete sie der hochverdiente Leonhard Helfrich, Graf von Meggau. Gleichen Alters mit dem Kaiser zog er sich nach dessen Hinscheiden von dem Hof und von den Geschäften zurück in seine Herrschaft Grein. Sieben Jahre später erlosch mit ihm das angesehene Geschlecht. Unter dem Obersthofmeister stand das zahlreiche Personale, welches bei dem eigentlichen

Hofhalte Dienste zu verrichten hatte, bis hinab auf die Leib-, Mund-, Tafel- und Küchenwäscherinnen. Erwägt man die Zahl derjenigen, die an den verschiedenen Tafeln des Hofes täglich gespeist wurden, so kann ein Küchenpersonale von 40 Angestellten (1 Mundkoch, 6 Meisterköche, 10 Köche minderen Ranges, 8 Küchenjungen sammt anderen Bediensteten) so wenig befremden als der Befehl, zwölf Wagen mit Fastenspeisen und Specereien aus Hamburg kommen zu lassen, oder als eine Anweisung von 8000 fl. für ähnlichen Bedarf. Gab es doch außer den Tafeln der kaiserlichen Familie noch Tafeln der Kammerherren, der Truchsessen, der Edelknaben, der Dienerschaft. Somit mögen neun Tafeldecker, die unter dem Hofpersonale aufgeführt werden, wohl zu verwenden gewesen sein.

Neben dem Obersthofmeister stand der Hofmarschall, damals Leonhard Graf von Harrach. Ihm kam die Gerichtsbarkeit zu über die Hofleute, über die Häuser der fremden Gesandten und die auswärtigen Agenten; zudem übte er die gewinnreiche Obliegenheit, den Angestellten des kaiserlichen Hofes Wohnungen zu verschaffen, wo immer der Kaiser sich befinden mochte. Er sorgte hiefür durch den Oberstquartiermeister, welchem sechs Fouriere und drei Einspänniger beigegeben waren. Unter ihm standen die Hofkaufleute, die Hofhandwerker bei 150 an der Zahl, und die Hofjuden. Ein Profoß stand ihm zu Diensten.

Dem Oberstkämmerer, Jakob Kisel, Graf zu Gottschee, lag die Einführung von Gesandten und anderer Personen zur Audienz ob. Den Erstern hatte er zur Uebergabe an den Kaiser die Creditive abzunehmen. Er mußte in dem Vorzimmer des Kaisers schlafen. Von 12 Kammer-

herren hatten je 2 wöchentlich den Dienst in des Kaisers Vorzimmer zu versehen. Ferdinand vermehrte deren Zahl auf 38. Außer der Verköstigung erhielt jeder monatlich 40 fl. Andere waren blos Ehrenkämmerer. Ferdinand erhöhte die Zahl derselben bis an die 100. Durch diesen Titel sollten die Edelleute für geleistete Kriegsdienste belohnt werden. Die Zahl der Truchsessen, ebenfalls Adelspersonen, brachte der Kaiser bis auf 60. Sie standen unter dem Oberststabelmeister, der ihnen, wenn sie dem öffentlich speisenden Kaiser die Gerichte vorsetzten, mit einem schwarzen Stab voranschritt. Sie erhielten keine Besoldung, blos die Kost. Diese wurde, nebst monatlich 16 fl., gleichfalls 12 Kammerdienern gereicht. Dieselben waren gewichtige Personen, weil ihnen der Kaiser gerne das Ohr lieh und durch sie vernahm, was am Hofe gesprochen wurde und vorging. Unterstützungen, die ihnen der Herr öfters gewährte, Geschenke, Pflichtgaben verhalfen ihnen leicht zu ansehnlichem Vermögen. Die Thürsteher wurden ihnen gleichgehalten, nur daß sie einen Monatslohn von blos zwölf Gulden bezogen.

Die größte Zahl von Untergebenen hatte vielleicht der Oberststallmeister, Bruno Graf und Herr zu Mansfeld. Zunächst standen die zwanzig kaiserlichen Edelknaben mit ihren Lehrern unter ihm; sodann Futtermeister und Futterschreiber, Pferdebändiger, Klepperbereiter, Trompeter und Heerpauker, Büchsenspanner, Sattelknechte, Zeltenschneider, Leib- und andere Kutscher, Vorreiter, dann sämmtliche Pferdebesorger. Stieg der Kaiser zu Pferd, so mußte ihm der Oberststallmeister dabei behilflich sein, an dem Wagenschlag stehen, wenn er ausfuhr. Geschah dieses in geschlossenem Wagen, so hatte er in diesem dem Kaiser gegenüber Platz zu nehmen. Ueberall,

wo dieser sich aufhielt, mußte der Oberststallmeister mit demselben unter dem gleichen Dache wohnen. Die Edelknaben wurden in ritterlichen Künsten, in Sprachen, in Musik, auf einem Instrumente, welches Jeder sich wählen durfte, unterrichtet. Bei dem Austritte aus dem Dienste schenkte der Kaiser dem Edelknaben einen schönen Degen, ein gutes Pferd, beförderte ihn nachher, je nach eines Jeden Neigung, zu Ehrenstellen im Felde oder am Hofe.

Es folgte noch der Oberstjägermeister und Großfalkonier, ebenfalls der erwähnte Graf Bruno von Mansfeld. Von ihm wird bezeugt, er habe das Jagdwesen zu solcher Vollkommenheit erhoben, wie man es früher niemals gesehen, auch anderswo nirgends gefunden habe.

Hundert Hellebardiere, aus bewährten Kriegern ausgewählt, bildeten die kaiserliche Leibwache. Neben ihnen bestanden noch hundert Trabanten kostbarer gekleidet als jene. Mit einem Spieß bewaffnet mußten sie den Kaiser begleiten, so oft er zu Fuß durch die Stadt ging; außerhalb dieser erschienen sie als Berittene.

Die h. Messe hörte der Kaiser in der Hofburgpfarrkirche zu den Augustinern; den Vespern wohnte er in seiner Burgcapelle bei. An dieser waren sechs Capellane angestellt, außerdem ein Hofpfarrer. Jeder Capellan bezog monatlich 20 fl. und hatte den Tisch mit den Kammerdienern. Abwechselnd lag Einem immer das tägliche Gebet vor und nach der kaiserlichen Tafel ob. Der Hofpfarrer bezog ein Einkommen von 800 fl. Hatten die Capellane eine Zeitlang gedient, so wies ihnen der Kaiser wohlausgestattete Pfründen seiner Verleihung zu. Zwei Jesuiten, P. Johann Weingarten und P. Urban waren Hofprediger, jener in der deutschen, dieser in der französischen Sprache. P. Wilhelm Lamormain, aus derselben

Gesellschaft, war Beichtvater. Fünf Hofärzte sorgten für die leibliche Gesundheit, unter ihnen Dr. Joh. Wilhelm Managetta, dessen großartige Stiftung noch gegenwärtig fortbesteht.

Das höchste Rathscollegium war der Geheime Rath, auch Staatsrath genannt, aus den gewichtigsten Männern der kaiserlichen Gebiete zusammengesetzt. Beinahe alle Nationalitäten sämmtlicher deutschen Volksstämme waren in demselben vertreten. Durch lange Zeit stand der Fürst von Eggenberg, ein Steirer, an dessen Spitze. Sein Scharfblick, seine ausgezeichneten Geistesgaben erwarben ihm das unbedingte Vertrauen des Kaisers, bei welchem er auf des Fürsten Ansichten das größte Gewicht legte. Es entsprach auch Ferdinands freundlicher Art, daß er den Geheimen Rath öfters vor Eggenbergs Bette versammelte, an welches derselbe durch Podagra, Kolik und andere Uebel häufig gebannt war. Nach des Fürsten Ableben war der Cardinal Dietrichstein, ein Mähre, der erste Beisitzer des Geheimen Raths, neben ihm der Bischof von Wien, ein Rheinländer (aus Cöln); der Graf von Meggau, ein Oesterreicher; der Graf Trautmansdorf, ein Steirer, Graf Fugger, ein Schwabe; der Abt von Lilienfeld, ein Westphale; Graf Schlik, ein Böhme; Graf Werdenberg, ein Italiener; Graf Mansfeld, ein Sachse; Graf Slavata, ein Böhme; Graf Khevenhüller, ein Kärntner; Graf Mörsburg, ein Franke; Herr von Breuner ein Oesterreicher. Dem Geheimen Rath waren noch vier Referendarien, insgesammt bedeutende Geschäftsmänner, beigegeben, von denen Arnoldinus von Klarstein und Johannes Söldner die Stellen von Geheimschreibern bekleideten. Ueber alle Gnadengesuche hatte der Geheime

Rath seine Meinung abzugeben; doch wurde außer ihm bisweilen auch noch der Reichshofrath befragt. Beide aber, wie es bei der wohlverstandenen Monarchie sein soll, bloß um ihre Räthe zu ertheilen, die Schlußnahme blieb immer des Kaisers. Ferner prüfte der Geheime Rath die Vorschläge der einzelnen Minister, die, wie es der Name besagt, Diener des Kaisers, als solche bezüglich ihres Waltens ihm verantwortlich waren. Sodann wachte das genannte Rathscollegium über die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten und den kaiserlichen Haushalt, die Hofkammer.

Alles, was in irgend einer Beziehung das deutsche Reich berührte, kam vor den Reichshofrath, dessen Beschlüsse jedoch erst nach erfolgter Prüfung durch den Geheimen Rath ihre Endgiltigkeit erhielten. Angestellt waren bei demselben in der letzten Zeit von Ferdinands Regierung zwanzig adeliche Beisitzer, weitaus die meisten aus den Erblanden, wenige aus den Reichsgebieten, beinahe insgesammt Katholiken, was bei erhöhter Machtstellung der Unkatholischen Ursache wiederholter Beschwerden wurde. Auf der untern Bank saßen zehn Doctoren der Rechte. Jeder Reichshofrath bezog einen Jahrgehalt von 1200 fl., außerdem, je nachdem der Einzelne bei dem Kaiser in Gunst stand, zuweilen Hilfsgelder. Jeder wichtigere Beschluß dieses Collegiums mußte immer zur Gutheißung an den Kaiser gelangen, nur im Betreff von minder Wichtigem durfte der Präsident eine Schlußnahme sich erlauben. Die Kanzlei bestand aus einem Fiscal, einem Taxator, einem Registrator, einem Vicesecretär, einem Protokollisten, vierzehn Schreibern jeder Art; drei Diener standen der Behörde zur Verfügung.

Ueber Kriegführung, Werbungen, Verpflegung der

Soldaten, waltete der Hofkriegsrath. Aber, bemerkt der apostolische Nuntius, seine Schlußnahmen wurden immer schlecht vollzogen und ohne Gottes mächtige Hand hätte Alles zum Verderben des Reichs, des Kaisers und seiner Getreuen ausgeschlagen.

Der Hofkammerrath wachte über des Kaisers Einkünfte, sowohl aus dem Reich als aus den Erbländern, deren Verwendung jedoch von dem Geheimen Rath abhing. Der Hofkammerrath stand über den besondern Kammern eines jeden Landes. Langsame Behandlung der Geschäfte war das Urtheil, welches allgemein über denselben erging. Daher die öftere Klage der ungarischen Landtage, daß man mit diesem Rath niemals an ein Ziel gelangen könne. Bei des Kaisers Ableben stand der Prälat von Lilienfeld an der Spitze dieses Rathes. Befremden muß es immer, daß dessen Vorgesetzter, welcher Millionen zu verwalten hatte, bei dem Abgang von seinem Amte über seine Amtsführung keine Rechenschaft abzulegen verpflichtet war.

Ein Confiscationsrath, den Bischof von Wien an der Spitze, wurde nur aus Veranlassung der in Folge der friedländischen Wagnisse erfolgten Güter-Beschlagnahme niedergesetzt. Bei des Kaisers herannahendem Ende beschränkte sich die Wirksamkeit dieser Stelle nur noch auf Schlesien.

Aus der Regierungszeit Kaiser Maximilian II. schrieb sich ein Klosterrath her, zur Hälfte aus geistlichen, zur Hälfte aus weltlichen Beisitzern, ohne jedoch eine Zahl derselben zu bestimmen. Dieser Rath verdankte sein Dasein einer guten Absicht: er sollte die Rechte der geistlichen Stiftungen vertreten. Bald aber zeigte es sich, daß dasjenige, was zur Vertheidigung dienen sollte,

(schon damals!) in Belästigung sich verkehrte, dieser Rath in Manches sich einmischte, was ihm fremd hätte bleiben sollen, daß er unter dem Vorwand, sonst würden die Privilegien des durchlauchtigsten Hauses Abbruch erleiden, nichts von dem aufgeben wollte, was er mißbräuchlich sich angemaßt hatte. Dem konnte Ferdinands Rechtsliebe nicht zusehen; daher begegnen wir sparsamen Lebenszeichen dieses Klosterrathes während seiner Regierung.

Für die ungarischen Angelegenheiten weilte stets der ungarische Canzler in des Königs Nähe. Ueber wichtigere Vorfälle rief dieser die Räthe der Krone herbei, deren gewichtigster der Palatinus. Durch diesen Rath wurden auch die Angelegenheiten der noch angefügten Theile, als Croatien, Dalmatien und Slavonien behandelt, aber mit Endbeschlüssen, die von dem Geheimen Rath ausgingen.

Der Rath von Böhmen befand sich in Prag, nicht in des Kaisers Umgebung. Beschlüsse, die Böhmen betrafen, faßte der Geheime Rath erst nach Anfragen bei dem Rath in Prag. Nachdem aber der Kaiser die Regierung des Königreichs an seinen Sohn abgetreten, enthielt er sich aller Einmischung in dieselbe.